FRÖSI

2/81

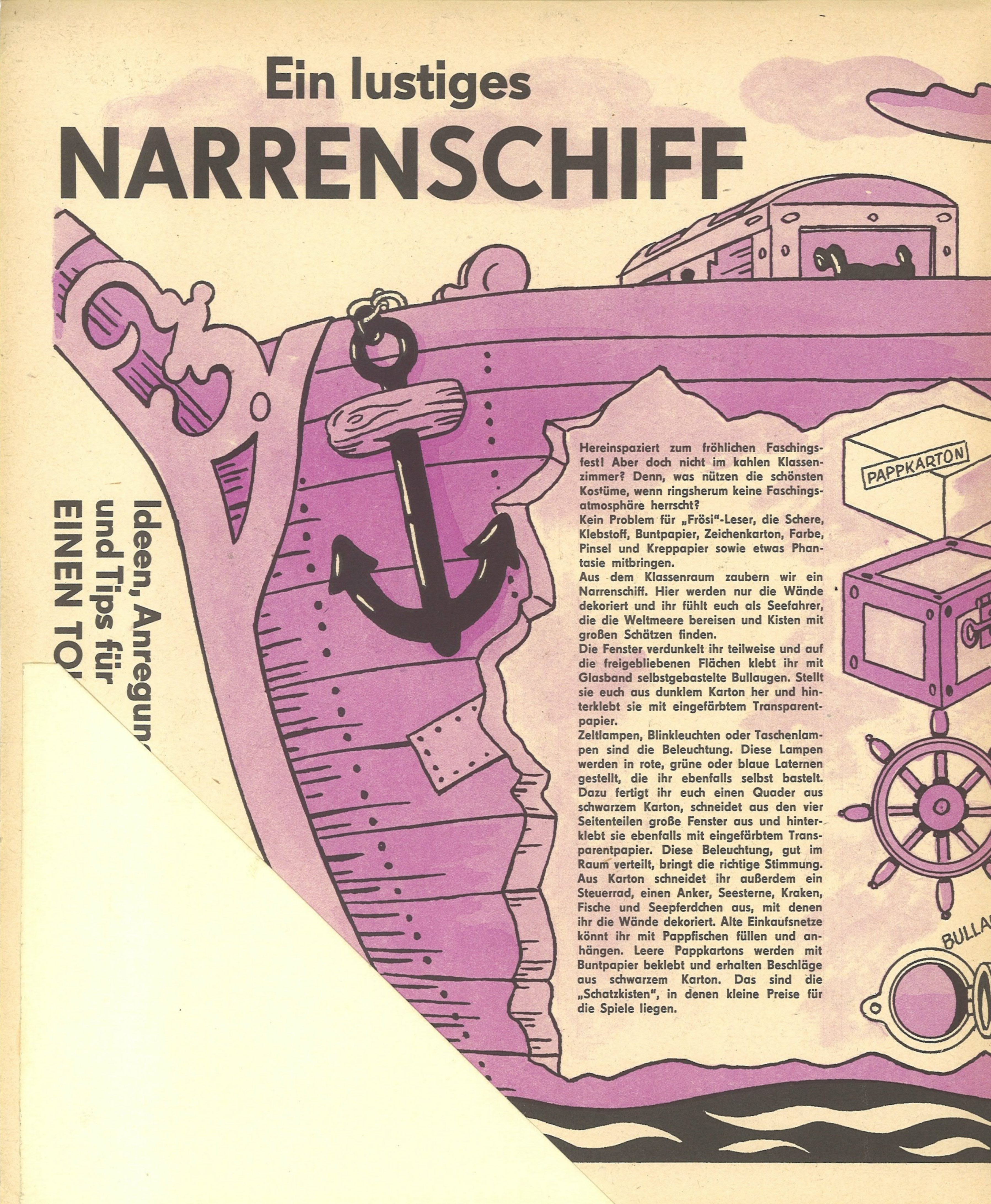
PIONIERMAGAZIN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN DER DDR

PREIS 0,70 M



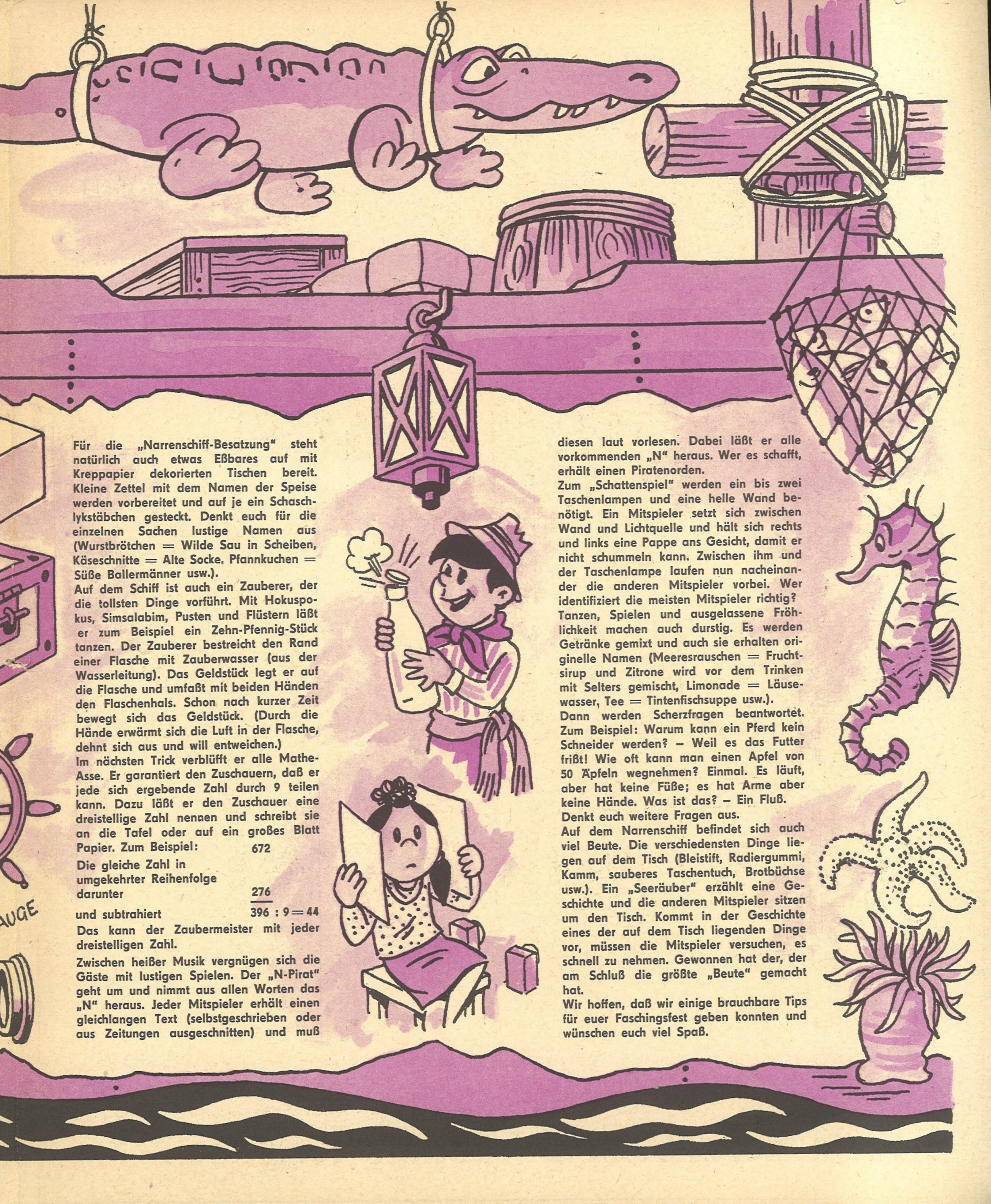
Index: 31 743

Ein lustiges NARRENSCHIFF



Ideen, Anregun-
und Tips für
EINEN TO

Hereinspaziert zum fröhlichen Faschingsfest! Aber doch nicht im kahlen Klassenzimmer? Denn, was nützen die schönsten Kostüme, wenn ringsherum keine Faschingsatmosphäre herrscht?
Kein Problem für „Frösi"-Leser, die Schere, Klebstoff, Buntpapier, Zeichenkarton, Farbe, Pinsel und Kreppapier sowie etwas Phantasie mitbringen.
Aus dem Klassenraum zaubern wir ein Narrenschiff. Hier werden nur die Wände dekoriert und ihr fühlt euch als Seefahrer, die die Weltmeere bereisen und Kisten mit großen Schätzen finden.
Die Fenster verdunkelt ihr teilweise und auf die freigebliebenen Flächen klebt ihr mit Glasband selbstgebastelte Bullaugen. Stellt sie euch aus dunklem Karton her und hinterklebt sie mit eingefärbtem Transparentpapier.
Zeltlampen, Blinkleuchten oder Taschenlampen sind die Beleuchtung. Diese Lampen werden in rote, grüne oder blaue Laternen gestellt, die ihr ebenfalls selbst bastelt. Dazu fertigt ihr euch einen Quader aus schwarzem Karton, schneidet aus den vier Seitenteilen große Fenster aus und hinterklebt sie ebenfalls mit eingefärbtem Transparentpapier. Diese Beleuchtung, gut im Raum verteilt, bringt die richtige Stimmung. Aus Karton schneidet ihr außerdem ein Steuerrad, einen Anker, Seesterne, Kraken, Fische und Seepferdchen aus, mit denen ihr die Wände dekoriert. Alte Einkaufsnetze könnt ihr mit Pappfischen füllen und anhängen. Leere Pappkartons werden mit Buntpapier beklebt und erhalten Beschläge aus schwarzem Karton. Das sind die „Schatzkisten", in denen kleine Preise für die Spiele liegen.



Für die „Narrenschiff-Besatzung" steht natürlich auch etwas Eßbares auf mit Kreppapier dekorierten Tischen bereit. Kleine Zettel mit dem Namen der Speise werden vorbereitet und auf je ein Schaschlykstäbchen gesteckt. Denkt euch für die einzelnen Sachen lustige Namen aus (Wurstbrötchen = Wilde Sau in Scheiben, Käseschnitte = Alte Socke, Pfannkuchen = Süße Ballermänner usw.).

Auf dem Schiff ist auch ein Zauberer, der die tollsten Dinge vorführt. Mit Hokuspokus, Simsalabim, Pusten und Flüstern läßt er zum Beispiel ein Zehn-Pfennig-Stück tanzen. Der Zauberer bestreicht den Rand einer Flasche mit Zauberwasser (aus der Wasserleitung). Das Geldstück legt er auf die Flasche und umfaßt mit beiden Händen den Flaschenhals. Schon nach kurzer Zeit bewegt sich das Geldstück. (Durch die Hände erwärmt sich die Luft in der Flasche, dehnt sich aus und will entweichen.)

Im nächsten Trick verblüfft er alle Mathe-Asse. Er garantiert den Zuschauern, daß er jede sich ergebende Zahl durch 9 teilen kann. Dazu läßt er den Zuschauer eine dreistellige Zahl nennen und schreibt sie an die Tafel oder auf ein großes Blatt Papier. Zum Beispiel: 672

Die gleiche Zahl in umgekehrter Reihenfolge darunter 276

und subtrahiert 396 : 9 = 44

Das kann der Zaubermeister mit jeder dreistelligen Zahl.

Zwischen heißer Musik vergnügen sich die Gäste mit lustigen Spielen. Der „N-Pirat" geht um und nimmt aus allen Worten das „N" heraus. Jeder Mitspieler erhält einen gleichlangen Text (selbstgeschrieben oder aus Zeitungen ausgeschnitten) und muß diesen laut vorlesen. Dabei läßt er alle vorkommenden „N" heraus. Wer es schafft, erhält einen Piratenorden.

Zum „Schattenspiel" werden ein bis zwei Taschenlampen und eine helle Wand benötigt. Ein Mitspieler setzt sich zwischen Wand und Lichtquelle und hält sich rechts und links eine Pappe ans Gesicht, damit er nicht schummeln kann. Zwischen ihm und der Taschenlampe laufen nun nacheinander die anderen Mitspieler vorbei. Wer identifiziert die meisten Mitspieler richtig?

Tanzen, Spielen und ausgelassene Fröhlichkeit machen auch durstig. Es werden Getränke gemixt und auch sie erhalten originelle Namen (Meeresrauschen = Fruchtsirup und Zitrone wird vor dem Trinken mit Selters gemischt, Limonade = Läusewasser, Tee = Tintenfischsuppe usw.).

Dann werden Scherzfragen beantwortet. Zum Beispiel: Warum kann ein Pferd kein Schneider werden? – Weil es das Futter frißt! Wie oft kann man einen Apfel von 50 Äpfeln wegnehmen? Einmal. Es läuft, aber hat keine Füße; es hat Arme aber keine Hände. Was ist das? – Ein Fluß.

Denkt euch weitere Fragen aus.

Auf dem Narrenschiff befindet sich auch viel Beute. Die verschiedensten Dinge liegen auf dem Tisch (Bleistift, Radiergummi, Kamm, sauberes Taschentuch, Brotbüchse usw.). Ein „Seeräuber" erzählt eine Geschichte und die anderen Mitspieler sitzen um den Tisch. Kommt in der Geschichte eines der auf dem Tisch liegenden Dinge vor, müssen die Mitspieler versuchen, es schnell zu nehmen. Gewonnen hat der, der am Schluß die größte „Beute" gemacht hat.

Wir hoffen, daß wir einige brauchbare Tips für euer Faschingsfest geben konnten und wünschen euch viel Spaß.



WER SCHNAPPT DIE KLAPPEN?

Schneidet zunächst alle Kärtchen sauber aus und klebt dann gleiche Zahlen so gegeneinander, daß die Kärtchen von einer Seite rot und von einer Seite grün sind. Jetzt benötigt ihr noch zwei Würfel und schon kann das Spiel beginnen.

Legt die Kärtchen in der richtigen Reihenfolge (von 2 bis 12) mit der grünen Seite nach oben vor euch auf den Tisch. Ein Spieler beginnt. Er würfelt mit beiden Würfeln, addiert die Punkte und dreht das entsprechende Kärtchen um. Nun ist der nächste Spieler an der Reihe usw. Kann ein Spieler kein grünes Kärtchen umdrehen, hat er noch eine andere Möglichkeit, im Spiel zu bleiben. Er kann seinen Wurf teilen (beispielsweise 9 gewürfelt) und nun eine rote 3 und eine rote 6 oder zwei andere rote Zahlen, die addiert 9 ergeben, zurückdrehen.

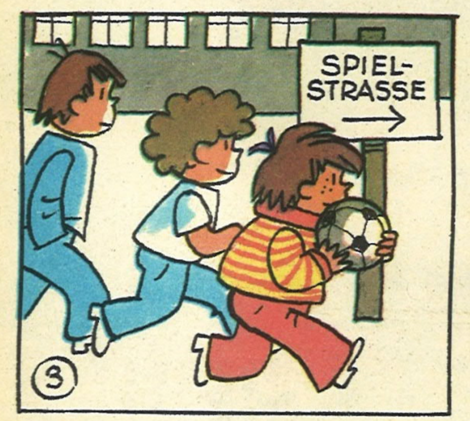
Wer keine Karten, also weder grün noch rot umdrehen kann, scheidet aus. Gewonnen hat der, der am längsten im Spiel bleibt.

FRÖSI 2/81
PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN

PREISAUFGABE
WAS WAR WANN





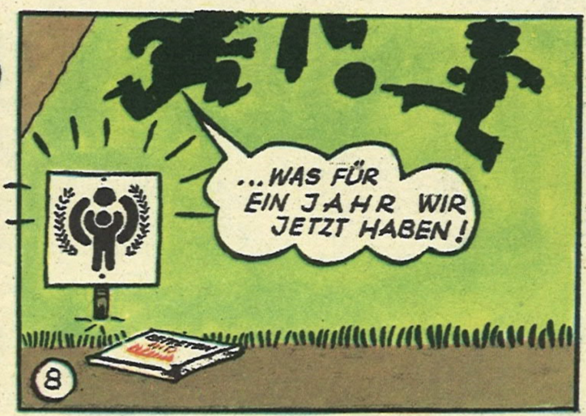












Zeichnungen: Richard Hambach



Noch drei Riesen-Rätsel-Rate-Runden

Mit Riesenschritten nähern wir uns dem Ende unseres achtteiligen Preisausschreibens. Nur noch dreimal fragen wir nach Daten und Taten aus der Chronik des Fünfjahrplans.
Welches Ereignis aus der nebenstehenden Zeittafel ist in unserer Bildgeschichte dargestellt? Notiert den Buchstaben, der davor steht. Nun den Randstreifen ausschneiden und zu einem Bilderrätsel zusammenlegen. In das Feld mit dem Fragezeichen wird der notierte Zeittafelbuchstabe eingetragen. Bilderrätsel lösen und das gefundene Lösungswort auf eine Postkarte schreiben. Schickt sie bis 15. März 1981 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Riesenrätsel Nr. 6.
Das zusammengesetzte Bilderrätsel klebt ihr auf die Posterrückseite aus Heft 9/80 an die Stelle, wo ihr den Zeittafelbuchstaben findet.

Zeittafel 1979

- A 23 000 DSF-Mitglieder reisen mit 35 Freundschaftszügen und 6 Schiffen in die UdSSR
- B Seit 1977 wurde von jungen Müttern 300 000mal das Baby-Jahr in Anspruch genommen
- C 50 Prozent der Berliner Taxis sind mit Funk ausgerüstet
- D Das Jahr 1979 wurde auf Beschluß der UNO zum „Internationalen Jahr des Kindes" erklärt
- E ZEKIWA stellt pro Tag 4 000 Kinderwagen her
- F Der Pionierpalast „Ernst Thälmann" wird in Berlin eröffnet
- G Pro Kopf der Bevölkerung werden in der DDR 100 Liter Milch verbraucht
- H Die letzte Minute des Jahres hat 61 Sekunden. Die Atomuhren blieben um 1 Sekunde zurück, weil sich die Differenz zwischen astronomischer und gemessener Zeit im Laufe der Jahre jeweils um Sekundenbruchteile zu einer Sekunde summiert hat.

AUFRUF

an alle Freundschaften und Gruppen der Pionierorganisation „Ernst Thälmann"

„FRÖSI"-LESER MACHEN MIT!

Sammelt Schrott und Altpapier. Überbietet euer Gewicht!
Helft mit Gewicht, Solidarität zu üben!
Weitersagen! „Frösi"-Leser spenden den Erlös ihrer Sammelergebnisse auf das Konto 87 87 beim Postscheckamt Berlin. Kennwort: Schulhefte für Vietnam!
Fügt dem ausgefüllten Losbrief eure Spendenmeldung bei. Helft schnell mit, das Schiff mit Schulheften für Vietnam zu beladen! Gratuliert mit eurer Solidaritätstat zum 40. Geburtstag der Pionierorganisation „Ho chi Minh"!





Liebe Jung- und Thälmannpioniere!

Unsere vietnamesischen Freunde, die Mitglieder der Pionierorganisation „Ho chi Minh", feiern im Mai 1981 den 40. Jahrestag ihrer Organisation. Drei Jahrzehnte war Krieg in ihrem Land. Städte und Dörfer fielen in Schutt und Asche, Felder wurden verwüstet, Wälder entlaubt.
Mit größtem Einsatz sind die Werktätigen der SR Vietnam dabei, die Folgen des grausamen Krieges zu überwinden. Die Pioniere stehen ihnen dabei tapfer zur Seite. Aber solche Wunden heilen nicht in wenigen Jahren. Es mangelt noch am Nötigsten, an Kleidung und Nahrung. Und auch an Schulmaterial, an Heften, Bleistiften. Das aber wird dringend benötigt wie die Schüssel Reis jeden Tag. Denn das Land braucht kluge, wissende Menschen, um den Sozialismus aufzubauen. Dabei wollen wir helfen!

Mit ganzer Kraft und aus vollem Herzen.
Wir rufen die Pioniere unserer Deutschen Demokratischen Republik auf:
Ubt Solidarität, helft den Kindern Vietnams. Unter dem Motto „Schulhefte für Vietnam" wollen wir 3 Millionen Mark sammeln. Alte Schulhefte sollen wir zum Altstoffhandel bringen, damit neues Papier daraus entsteht. Unsere Heftführung soll sauber und gewissenhaft sein, damit keine Seite wertvollen Schreibpapiers verschwendet wird. Eine Schiffsfracht mit Heften und weiteren Schulmaterialien soll unser Geschenk für unsere vietnamesischen Freunde zum 40. Jahrestag ihrer Pionierorganisation sein.

Helft alle mit, unser Schiff zu beladen!

Die Jung- und Thälmannpioniere
der Rosa-Luxemburg-Oberschule Potsdam

Foto: Erwin Bekier

8. MÄRZ
Internationaler Frauentag

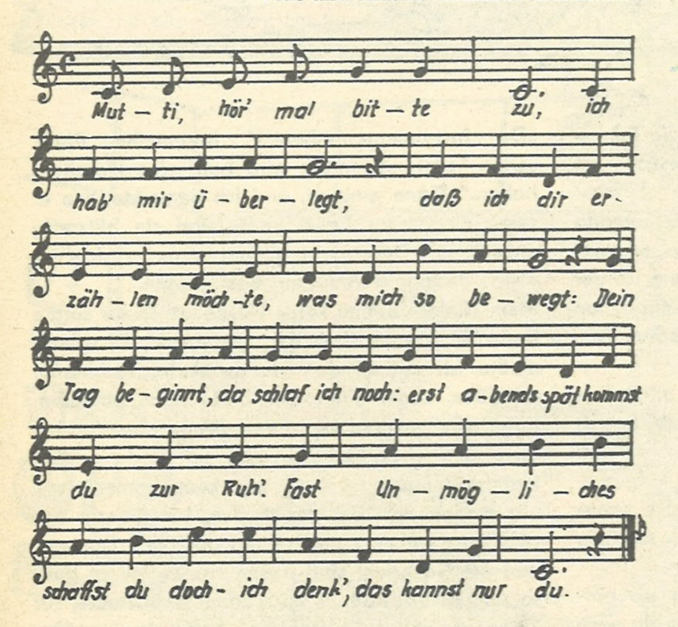


Ein Lied für die Mutti

Auch du denkst an Blumen und kleine Überraschungen, für die Lehrerin, alle Frauen in der Patenbrigade und natürlich besonders für die Mutti!
Hast du es aber schon einmal mit einem Lied versucht?
„Frösi" meint:
GRATULIERE MIT EINEM LIED!

Wir möchten immer Sonnenschein

Text und Musik: Manfred Heilmann

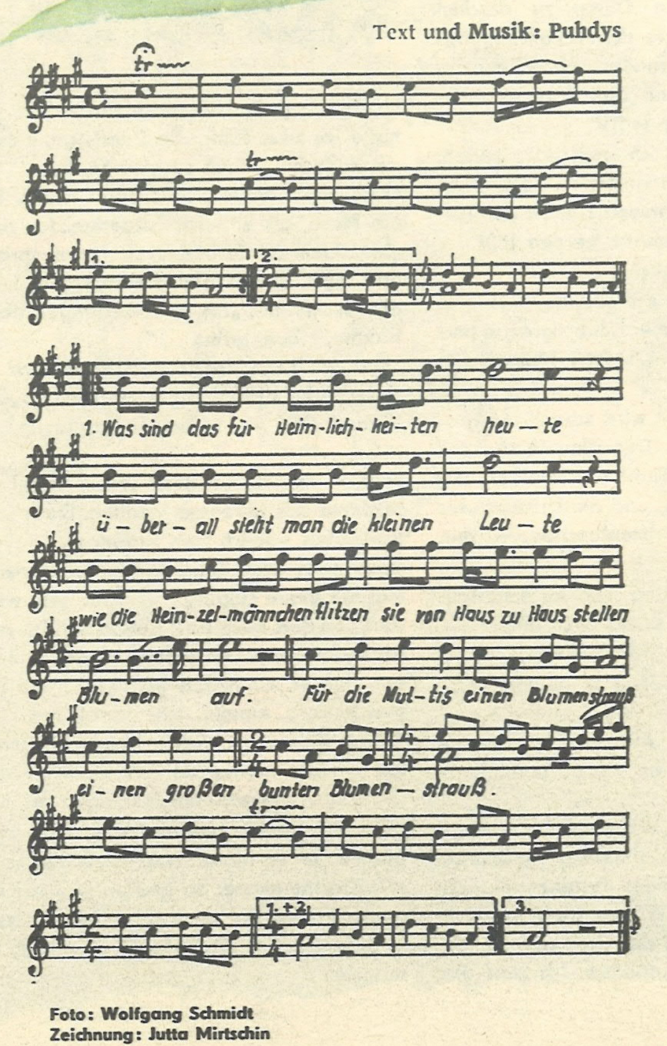


2. Für die Arbeit im Betrieb, da wurdest du geehrt.
Was ihr schafft im Kollektiv, ist in der Welt begehrt.
Ich streng' mich in der Schule an,
will auch so fleißig sein wie du,
daß ich mich mit dir messen kann
im Wettstreit immerzu.

3. Muttis in der ganzen Welt, das Leben ist uns lieb.
Darum tun gemeinsam wir so vieles gegen Krieg.
Wir möchten immer Sonnenschein
und viele Blumen, bunt und schön.
Dazu muß immer Frieden sein –
nichts Böses darf gescheh'n.

Ein Blumenstrauß

Text und Musik: Puhdys



2. Heute lassen sie sich's
auch nicht nehmen,
alle Muttis
einmal zu verwöhnen.
Frühstück, Kaffee,
Abendbrot
auf ganz spezielle Art,
es ist Feiertag.

Refrain:
Für die Muttis
einen Blumenstrauß,
einen großen
bunten Blumenstrauß

3. Und man singt die
allerschönsten Lieder,
böse Dinge macht man
niemals wieder.
Große Worte,
die man noch an
diesem Tage sagt.
Es ist Feiertag

Refrain:
Für die Muttis
einen Blumenstrauß,
einen großen
bunten Blumenstrauß.

Foto: Wolfgang Schmidt
Zeichnung: Jutta Mirtschin

Bodos TRIEBE

HARALD HEINZE



In dem wuchtigen Saal surrten gleichmäßig die Turbogeneratoren. Susi, die kleine Maschinistin, schob mir eine Tasse Kaffee zu. „Du sollst einen Orden kriegen!" flüsterte sie. „Bodo hat die Einschätzung geschrieben."

Hastig schlürfte ich den heißen Kaffee. Susi ruckelte mit dem Stuhl näher. „Eine 100-Megawatt-Turbine am Netz halten ... Donner und Blitz! Du bist ein pfiffiger Bursche!"

„Red' nicht!" unterbrach ich sie barsch. „Du warst dabei nicht unschuldig."

„Reine Nervensache! Ich habe aber die Einschätzung mit unterschrieben, dir sozusagen den roten Teppich ausgelegt."

„Orden! Roter Teppich! Na he, ich der FDJler-Jungfacharbeiter, ich, der man gerade ein knappes Jahr in der Brigade ist! Der Bodo müßte einen Orden bekommen!"

„Wieso?" Susi blickte mich mit großen Augen an. Ach, Susi, dachte ich. Bodo ist mein Hausnachbar und mein Obermaschinist. Als Hobby züchtete er Bäume. Und überall hängte er Nistkästen auf. Die Vögel müsse man mit einem gemütlichen Heim anlocken, sagte er immer. Sie seien wichtig für die Bäume und die ertragreiche Ernte. Eigentlich hieß er Arno Boleslaw. Wir aber riefen ihn Bodo, weil er aussah wie der Seehund im Tierpark und zuweilen auch so murrte. Ich mochte diesen Kerl! Und dann verfluchte ich ihn. Genau! Im Nachbarkraftwerk hatte es eine Turbinenhavarie gegeben und Bodo blickte drein, als hätte er zum Frühstück verdorbenen Fisch bekommen. Bodo haßte Störungen. So begann er, uns mit dem Antihavarietraining zu löchern, daß einem förmlich das Gehirn aus den Ohren zu drücken drohte. Prophylaxe nannte er das – Vorbeugung! Auf mich schien er es besonders abgesehen zu haben: „Was tust du, wenn das Wasserstandsglas vom Kondensator zerspringt?"

Kondensator, he, das muß ich wohl dazu sagen, ist eine mächtige Tonne mit vielen, vielen Rohren, die mit Hilfe von Kühlwasser den Dampf der Turbine abkühlt und zu Kondensat werden läßt ... Aber das kennt ja jedes Baby!

Also, was tu ich! „Ich setze die Turbine still!" rief ich und flink rasselte ich das Abfahrprogramm herunter. Bodo zischelte: „Hast keinen Mumm zum Risiko!"

„Aus einem winzigen Defekt wird schnell ein großer Schaden!" konterte ich. Das stimmte sogar – rein theoretisch! Denn die Turbine würde Luft ziehen durch das defekte Glas, und die Leistung des Kondensators würde zusammenbrechen – rein theoretisch!

Bodos Stirnfalte wurde tief und steil. Ich erwartete sein zorniges Knurren und setzte mich eiligst vor meine Meßinstrumente und Schalterknöpfe.

„Du hast einen winzigen Defekt in deinem Wissen", bedächtig griff Bodo in die Schublade und warf mir Putzlappen zu. „Auf zur Maschinenkunde! Und sieh dir genau an, wo du herumfummelst!"

Maschinenkunde – feiner Ausdruck für Dreck-wegwischen. Was für eine Diskriminierung! Mißmutig stieg ich hinab zu den surrenden Turbinenanlagen und reinigte drauflos. Die Wärme trieb mir den Schweiß aus den Poren, und der Groll auf meinen Obermaschinisten stieg unaufhörlich. Ich warf die Lappen weg. Trotzig setzte ich mich in die Ecke – hatte ich zwei Jahre die Berufsschule besucht, um am Ende hier Staub zu wischen, he!

Nach einer Weile schritt Bodo heran. Er rümpfte die Nase, als er mich entdeckte. Ich rief vorlaut: „Maschinenkunde beendet!" Dabei sprang ich auf und legte übertrieben diensteifrig die Hände an die Hosennaht. „Ich habe Leitungen gescheuert – braune, blaue, grüne ..."

„Eijoch!" Bodo drehte den Kopf nach allen Seiten. „Rühr dich!" sagte er lässig. „Erklär mir: Warum sind die Leitungen braun und blau und grün ...?"

Herrje, das wußte doch jedes Baby! Sie kennzeichnen das jeweilige Medium. Doch ich schwieg. Schließlich war ich kein Anfänger.

Bodo wies zum Kondensator. „Nehmen wir einmal die blaue Leitung ..." „Die geht von da nach dort, von dort nach da!" unterbrach ich in unwirsch. Ich konnte in jenem Moment einfach nicht begreifen, daß er mir helfen wollte. „Ich bin Leitstandsmaschinist", maulte ich vorwurfsvoll. „Auf der Warte haben wir Schaltbilder, Instrumente, Relais ... Die modernste Technik. Was gehen mich die schmutzverkrusteten Leitungen an, he!"

„Eijoch!" Bodo begutachtete mich wie seine Bäume im Frühjahr. Nun brauchte er nur noch sein Gärtnermesser zu greifen und mir die Ohren aufzuschlitzen, um seine Reiser einzusetzen, pardon – zu okulieren. Bodo legte Wert auf die Fachausdrücke.

„Du Instrumentenanbeter!" brummelte Bodo. „Dein Leitstandshintern wird bald eine Hornhaut haben." Dann ging er, und ich bemerkte, wie er seine Finger zur Faust ballte und sie blitzartig entspannte. Das tat er immer, wenn er sich mit etwas Außergewöhnlichem beschäftigte.

Mein Hintern erhielt keine Hornhaut. Dafür sorgte Bodo – jawohl. Bei der geringsten Reparatur mußte ich mit zu den Handwerkern. Turbinenöl auffüllen, Lager einpassen, Dichtungen erneuern, Kühlwasserpumpen verpacken. Wenn eine Turbine an- oder abgefahren wurde, tat Bodo keinen Handgriff mehr. Er stand und kommandierte wie ein Hauptmann bei der Armee. Ich rotierte nur zwischen Maschine und seinen Befehlen. Das war perfekte Schikane. Und meine Hände waren bald so ramponiert, daß ich mich kaum noch traute, zur Disko zu gehen – geschweige die Ines, meine Freundin, zu streicheln.

Am Dienstag wurde es ganz verrückt. Bodo befahl mir, Zeichnungen anzufertigen: wo ich geputzt hätte! Was für Ventile! Wo die Anschlußstellen für die Meßgeräte seien! Warum einige Aggregate doppelt installiert waren! Bodo schien unerbittlich. Ich tat ihm den Gefallen. Bodo hatte das Sagen. Er entschied mit, ob ich bald eine höhere Lohngruppe erhielt, ob ich am Sonnabend frei bekam, um Fußball spielen zu können. Doch eines Tages bemerkte ich, wie er mit meiner Zeichnung und mit meinen blitzenden blauen und braunen und grünen Leitungen hausieren ging –

in der Tat. Er stolzierte mit gewölbter Brust und dem Betriebsingenieur durch die Anlage. Und der Ingenieur beklopfte Bodo die Schulter und zwinkerte ihm anerkennend zu. So ein Scharlatan! Und da begann die Rache in mir zu keimen – genau, Rache. Eine kleine, die zur Belehrung dient. Ich wollte ihm Wühlmäuse in den Garten setzen. Das sollte ein Fressen werden. Tag und Nacht würde Bodo die Mäuse scheuchen, nur um die Wurzeln seiner Bäume zu schützen. Krumme Beine wird er dabei bekommen und einen steifen Rücken. Dem wird die Lust vergehen, mich zur Maschinenkunde zu beordern und mit meiner Arbeit herumzuspinnen!

Lange stellte ich Fallen in den Gärten meiner Kumpels, um lebende Wühlmäuse zu fangen. Dann endlich war es soweit. Heimlich schlich ich auf Bodos Grundstück. Als ich jedoch am Zaun entlangpirschte, erschrak ich. Nicht weit von mir hockte mein Obermaschinist vor einem mickrigen Kirschbaum.

„Ich könnte ihn umsägen", hörte ich ihn brummeln. „Umsägen und den Stumpf mit Säure beträufeln, damit er schnell verrottet. Die Kirsche ist zu sauer."

Nachdenklich ließ er die Zweige mit den prallen Knospen durch seine Finger gleiten. In meinem Karton rumorten die Wühlmäuse. Sie verlangten Aktionen.

„Umsägen ist mir zu einfach, eijoch." Bodo erhob sich, griff nach dem Okuliermesser und ließ es aufschnappen. „Es ist halt wie mit den Jungfacharbeitern", sagte er laut. „Sie wollen nur im Leitstand hocken und die Instrumente anglotzen. Sie denken, so eine Turbine sei ein klappriger Handwagen, der keinen Puls hat, keinen Herzschlag. Wackelt ein Zeiger am Instrument, kriegen sie das Grauen und möchten gleich alles außer Betrieb setzen." Bodo ritzte die Baumrinde auf. Steinobst veredeln ist eine Wissenschaft. Das wußte ich von meinem Vater. Da mußte der Zeitpunkt stimmen – wenn die Knospen prall sind, wenn der Saft zu schießen beginnt ...

„He, träumst du!" Jäh wurde ich aus meinen Gedanken gerissen. Susi griente. „Steigt dir der Orden schon in den Kopf?"

„Red nicht! Dem Bodo gebührt der Orden!"

„Hm, Bodo!" unterbrach sie mich. „Er war zur Meisterbesprechung, als die Ölgeschichte passierte." Sie hob die Brauen. „Die hast du wirklich fetzig hingekriegt. Wie du mich gekniffen und vor den Relaisschrank gestoßen hast!"

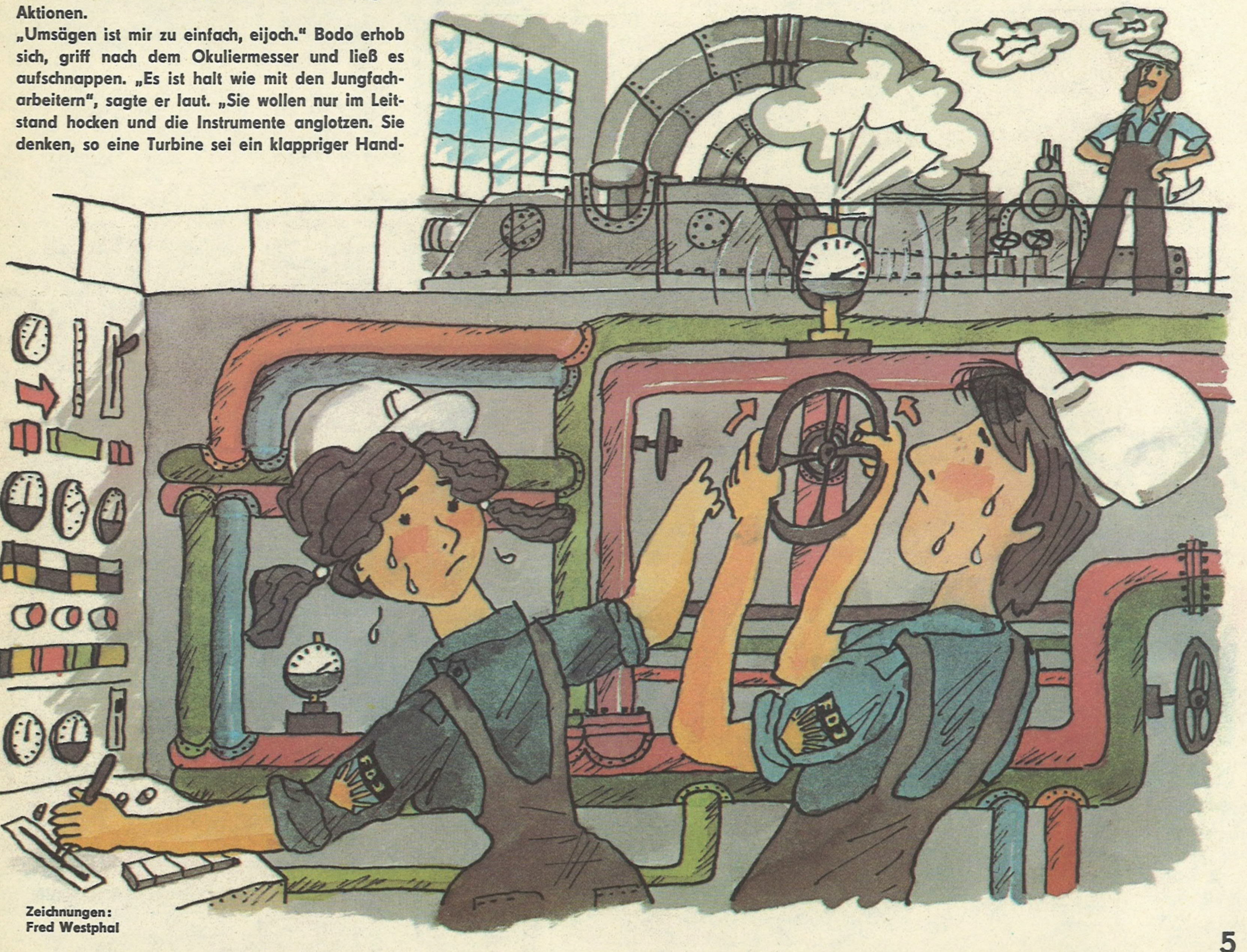
Fetzig, dachte ich. Wie sie jetzt spricht. Damals, ich machte gerade wieder Maschinenkunde, kam sie hinabgehetzt: „Automatische Reglung ausgefallen ... Öl wird immer heißer ... Turbine absetzen ... Lager laufen aus ... Kerl, die bringen uns vor den Staatsanwalt ..."

Susi war noch nicht lange bei uns im Kraftwerk. Auch mich durchfuhr der Schreck: 100 Megawatt durch eine Havarie schlagartig vom Netz. Kein Mumm zum Risiko ... Die glotzen nur die Instrumente an ... Wo aber lag das Risiko?

„Die Öltemperatur steigt immer mehr!" schrie Susi.

Wenn die Temperatur steigt, mußte das Kühlwasser fehlen. Ich stürzte zur Pumpe. Sie lief. Wenn die Automatik ausgefallen ist, kombinierte ich, mußte die Reglung auf Null stehen. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich kniff Susi und stellte sie vor den Relaisschrank vor Ort. O ja! Dank Bodos Maschinenkunde kannte ich mich aus. Mit zwei Handgriffen fuhr ich die Reglung auf. Das Kühlwasser rauschte durch den Ölkühler. Die Temperatur sank, und ich glaubte zum ersten Mal den Puls einer Turbine zu spüren. Ich bemerkte, wie dicke Schweißperlen über Susis Gesicht rannen ... Und nun soll ich einen Orden bekommen! Ach, Susi! Ich erhob mich, nahm aus der Schublade Putzlappen und warf sie Susi zu. „Auf zur Maschinenkunde! Und sieh dir genau an, wo du herumfummelst."

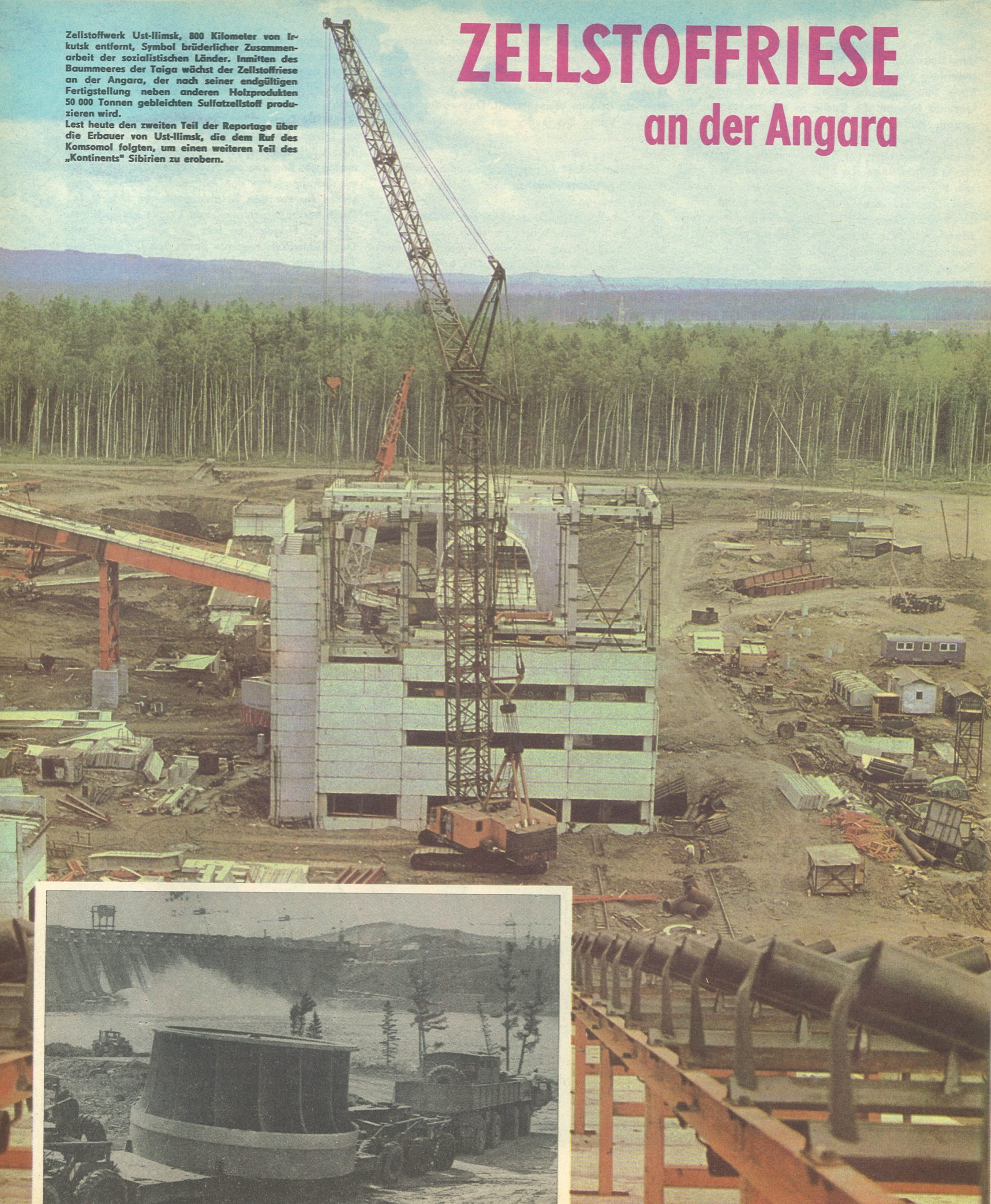
Böse blickte mich die Maschinistin Susi an. Dann stand sie auf und ging. Eijoch, einen Orden zu bekommen, ist halt nicht so einfach.



Zeichnungen:
Fred Westphal

ZELLSTOFFRIESE
an der Angara

Zellstoffwerk Ust-Ilimsk, 800 Kilometer von Irkutsk entfernt, Symbol brüderlicher Zusammenarbeit der sozialistischen Länder. Inmitten des Baummeeres der Taiga wächst der Zellstoffriese an der Angara, der nach seiner endgültigen Fertigstellung neben anderen Holzprodukten 50 000 Tonnen gebleichten Sulfatzellstoff produzieren wird.
Lest heute den zweiten Teil der Reportage über die Erbauer von Ust-Ilimsk, die dem Ruf des Komsomol folgten, um einen weiteren Teil des „Kontinents" Sibirien zu erobern.



„Immergrüner Kreislauf"

„Wald und Wasser sind in Hülle und Fülle vorhanden", erläuterte Jewgeni Pawlowitsch und beschrieb den „immergrünen Kreislauf", von dem das Kombinat leben wird. Im Umkreis von 120 Kilometern wird die in 100 Quadrate aufgeteilte Taiga von mechanisierten Holzgewinnungsbetrieben innerhalb von 100 Jahren abgeholzt. Stets folgt dabei, gewissermaßen als nächster Arbeitsgang, die erneute Aufforstung; zudem wächst Holz auch durch Selbstregeneration nach – und in hundert Jahren kann wieder abgeholzt werden. Von einhundert Bäumen sind im Durchschnitt 42 Kiefern, 23 Lärchen, 5 Zedern, 8 Fichten, 6 Tannen, 11 Birken, 5 Zitterpappeln – 84 Prozent Nadelholz, 16 Prozent Laubholz.

„Das ganze Land schaut auf uns, was wir aus diesem Reichtum machen", sagte Genosse Petruchno. Als Waldarbeiter fing er in Bratsk an, als er Europa verlassen hatte. Er war dann Montagearbeiter, Kranfahrer und ist seit fünf Jahren einer von Tausenden Bauleuten in Ust-Ilimsk, jetzt einer der wichtigsten Leiter. Hier schafft er mit an einem grandiosen Vorhaben unseres Jahrhunderts. Die klimatischen Bedingungen dafür sind nicht leicht.

Eine gute halbe Autostunde brauchten wir von Ust-Ilimsk aus, um zur riesigen Baustelle inmitten der Taiga zu gelangen. Längs der breiten Trasse sahen wir große Aufsteller, auf denen in den Sprachen der RGW-Länder die Worte „Einheit! Freundschaft! Brüderlichkeit" zu lesen waren. Am Eingang des Bauplatzes wehten die Fahnen der Länder, die sich am Zellstoffwerk beteiligen.

Der Chefingenieur hatte mir am Vorabend bereits die technische Besonderheit des Objekts erläutert, nun liefen wir an einem gewaltigen Industrieblock entlang. Seine Besonderheit besteht darin, daß das Zellstoffwerk auf einer Fläche von 15 Hektar unter einem Dach entsteht. Das Hauptproduktionsgebäude ist 860 Meter lang und zwischen 150 und 240 Meter breit, zum Teil bis über 100 Meter hoch.

Die helle Plattenverkleidung ist klar gegliedert, der Block zu einem Großteil fertiggestellt. Er wird seit Herbst des vergangenen Jahres durch ein eigenes Kraftwerk beheizt. Grund für einen derart großen Block, der erstmals in der Sowjetunion für ein solches Vorhaben errichtet wird, sind die rauhen klimatischen Bedingungen des Gebietes – im Winter Fröste um minus 50 Grad, im Sommer über 30 Grad Hitze. In diesem Komplex befinden sich unter anderem die gesamte Zellstofflinie, angefangen von der Kocherei bis zur Trocknung, zum Schneiden und Verpacken der Fertigerzeugnisse, das Fertigerzeugnislager, die Chemikalienregenerierung, die Elektrowerkstatt, die zentrale mechanische Werkstatt, die Hilfslager und Abwärmekessel. Durch beheizte Gänge können die Beschäftigten die neben dem Block befindlichen Sozialeinrichtungen erreichen.

Werktätige von mehr als fünfzig Nationalitäten bauten Ust-Ilimsk mit auf, hatte der Chefingenieur erklärt. Dazu gehören Komsomolbrigaden aus allen Republiken. In einer Abendschule erwarben sie sich je nach Berufsgruppe ihre theoretische Qualifikation. Lehrmeister und Brigadiere sind die „alten" Bratsker, die vor dreißig Jahren ihre Arbeit in der Taiga begannen.

Tausende folgten dem Ruf des Komsomol

Einer, der an diesem Werk seit 1974 mitbaut, ist Anatoli Michailowitsch Panarin, Kommunist. „Sind Sie Sibirier?" – „Jetzt schon. Aber ich stamme aus dem Belgorodsker Gebiet im europäischen Teil der Sowjetunion. Ich kam 1960 als Komsomolze nach Bratsk und arbeite hier als Betonbauer." „Werden Sie künftig im Werk arbeiten?" – „Nein, ich will noch auf anderen Baustellen in Sibirien dabei sein."

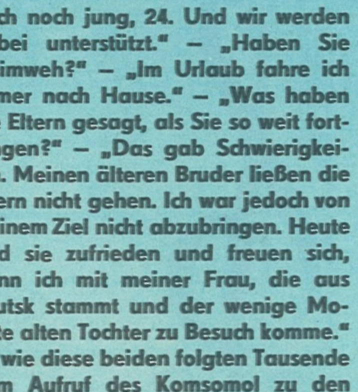
Erst seit zwei Jahren ist der Komsomolze Juri Gubkin hier. „Wo stammen Sie her?" – „Aus einem Dorf im Gebiet Gorki an der Wolga." – „Warum haben Sie den Beruf gewechselt?" – „Betonbauer, finde ich, ist interessanter." – „Aber da müssen Sie noch einmal auf die Schulbank." – „Ich bin doch noch jung, 24. Und wir werden dabei unterstützt." – „Haben Sie Heimweh?" – „Im Urlaub fahre ich immer nach Hause." – „Was haben die Eltern gesagt, als Sie so weit fortgingen?" – „Das gab Schwierigkeiten. Meinen älteren Bruder ließen die Eltern nicht gehen. Ich war jedoch von meinem Ziel nicht abzubringen. Heute sind sie zufrieden und freuen sich, wenn ich mit meiner Frau, die aus Irkutsk stammt und der wenige Monate alten Tochter zu Besuch komme."

So wie diese beiden folgten Tausende dem Aufruf des Komsomol zu den Baustellen Sibiriens.

Nun zur ökonomischen Besonderheit von Ust-Ilimsk: Mehr Papiererzeugnisse erfordern mehr Holz. Also muß es dort erschlossen werden, wo es wächst. So kam es, daß die RGW-Staaten UdSSR, Polen, Ungarn, Rumänien, Bulgarien und die DDR dieses Gemeinschaftsprojekt errichten, um ihren ständig wachsenden Bedarf besser befriedigen zu können. Der Bau des Werkes war eine der ersten Integrationsvereinbarungen im Rahmen des RGW-Komplexprogramms. Die Vertragspartner der UdSSR tragen 40 Prozent der Baukosten in Form von Ausrüstungen und Material. Dafür erhalten sie ab 1980 zwölf Jahre lang aus Ust-Ilimsk gebleichten Sulfatzellstoff. Die beteiligten Länder fertigten und lieferten entsprechend ihren Möglichkeiten z. B. Baumaterial und Stahlkonstruktionen, Wand- und Dachelemente, Baumaschinen, Ausstattungsgüter für die Inneneinrichtungen.

Die DDR lieferte 43 000 Tonnen Metallkonstruktionen, Rumänien ebenfalls. Ungarn stellte Türen und Fenster her. Wand- und Deckenplatten kamen aus Bulgarien, Pumpen und Mahlausrüstungen aus Polen.

Die erste Ausbaustufe des Zellulosekombinats wurde am 19. 12. 1980 in Betrieb genommen. Damit liefert der erste Produktionsabschnitt jährlich schon 250 000 t gebleichte Zellulose, – Ausgangsstoff für hochwertiges Papier.



Eine Stadt verändert ihr Gesicht

Einen Teil der neuen Belegschaft bilden jene, die das Werk mit aufbauten und hier bleiben wollen. Andere reisen neu an, denn eine sehr schöne Stadt entsteht. Jetzt leben in Ust-Ilimsk etwa 60 000 Einwohner (vor zwölf Jahren einhundert), 20 000 davon bereits am rechten Angaraufer, auf dem auch das Holzindustriekombinat wächst. In zwei Jahren wird die Stadt schon 80 000 Bürger zählen. Das Durchschnittsalter der Bewohner beträgt 27 Jahre.

Mit dem im Bau befindlichen neuen Stadtteil entsteht ein interessanter architektonischer Komplex. Soweit es möglich ist, bleibt die Natur unberührt. In den Innenhöfen der Wohnblocks findet man bewaldete Flächen, zwischen den Wohnvierteln Waldstücke, alleeartige Straßen, Schwimmhalle, Kindergärten, Handelseinrichtungen. Komplexe Wohngebiete machen so das Leben in diesen Regionen auch bei unwirtlichem Wetter bequem. Eine mehrspurige Autobahn führt zum Werkgelände, eine elektrische Schnellbahn wird angelegt. Das Angaraufer wird auf dieser Stadtseite bereits zum Erholungsgebiet gestaltet. Es gibt sicher nur wenige Beispiele in der Welt dafür, daß in einer Zeit von nur zehn Jahren in einer unbewohnten Gegend ein gewaltiges Industriezentrum und eine Stadt mit mehr als 50 000 Einwohnern entstanden.

Angefangen hat das große Aufbauwerk mit der Errichtung des Wasserkraftwerkes von Ust-Ilimsk, das mit die Voraussetzungen für die weitere Erschließung neuer Gebiete im Norden und Osten Sibiriens schuf. Die Angara ist durch ihr starkes Gefälle und die gleichmäßige Wasserführung für die Energiegewinnung sehr geeignet. Neu entstehende Industriekomplexe mit Aluminiumhütten, Kohlengruben, Zellstoffwerken, Eisenbahnlinien fressen viel Strom. Schon wird in Bogutschani das vierte Wasserkraftwerk an der Angara gebaut, das Mitte der 80er Jahre Energie liefern wird.

Die Erschließung des reichen „Kontinents" Sibirien wird zielstrebig fortgeführt.

Jürgen Mandel

Fotos: Nowosti

Der Baß- und Heldenbariton, Kammersänger, Nationalpreisträger Theo Adam, gilt als „welterster" Wotan, als „überragender" Hans Sachs, hat alle großen Opernpartien seines Fachs (von Richard Wagner, Richard Strauss bis zum „Einstein" von Paul Dessau) gesungen. Verblüffend ist, daß er davon nicht viel Aufhebens macht. „Manchmal", so meint er, „sind mir Interviews unangenehm, weil man oft von dem peinlichen Gefühl nicht loskommt, man stellt sich als Künstler zu sehr in den Mittelpunkt. Natürlich ist eine gewisse Begabung und damit ein gewisser Seltenheitswert da, doch in jedem Beruf muß die Frage nach dem Wahrnehmen der Verantwortung, nach der Leistung beantwortet werden."

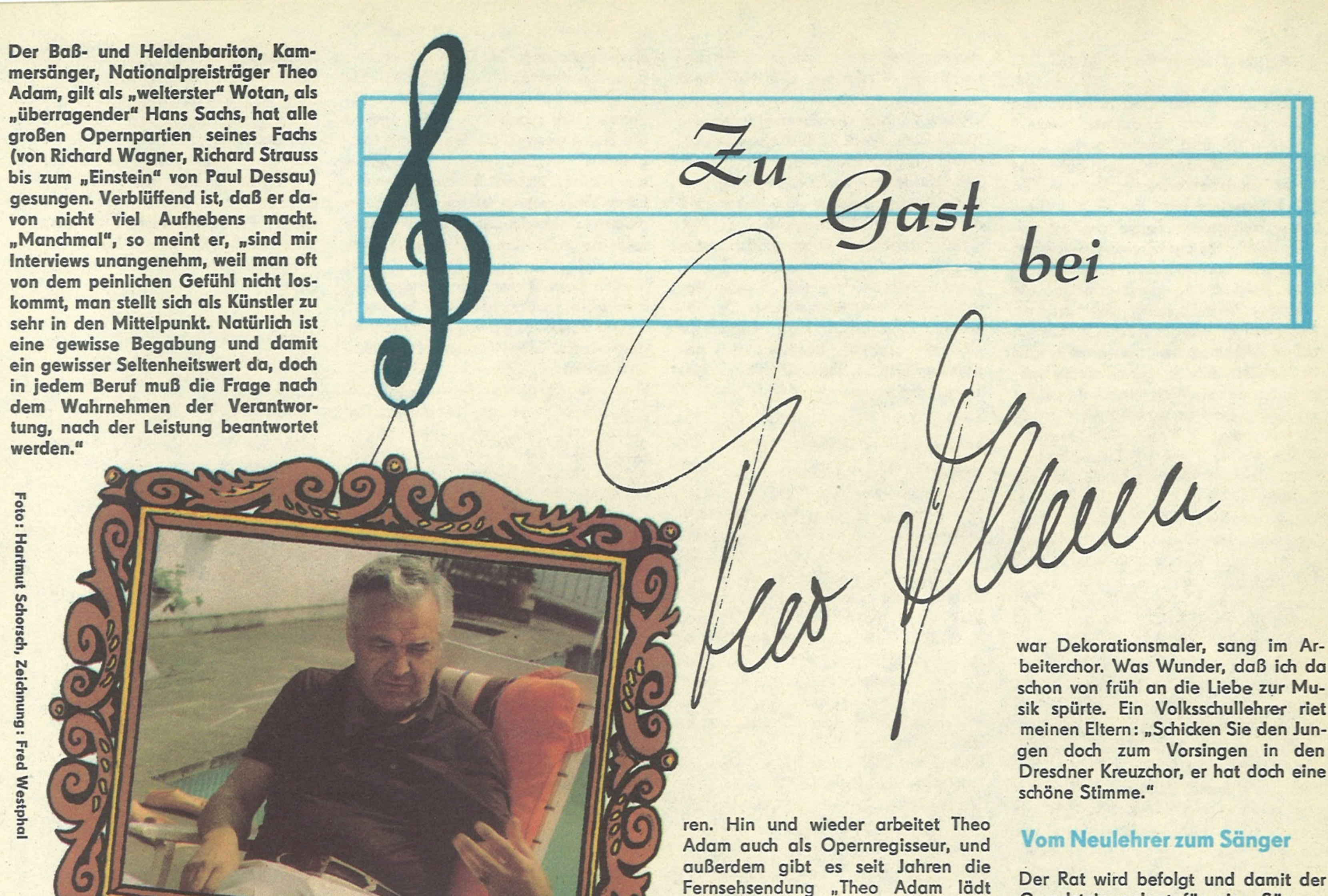


Foto: Hartmut Schorsch, Zeichnung: Fred Westphal

Das Schwierige

Theo Adams Stimme klingt beim Sprechen weich und voll, ruhig und bedächtig. Kann aber nicht verleugnen, einem gebürtigen Dresdner zu gehören. In der Umgangssprache klingt das durch, was auf der Bühne oder einer Schallplatte nie zu hören ist: etwas breitgezogene Vokale und eine Spur von dem für Dresden typischen „e". – Doch nicht eine Starallüre? – Ich lasse mich gern eines Besseren belehren über den unterschiedlichen Gebrauch des wichtigsten Materials eines Sängers und die Schwierigkeiten eines Dresdners, mit einer für Künstler so vertrackten Mundart fertig zu werden. „Von Starallüren halte ich nichts. Im Erfolg stecken immer harte Arbeit, Fleiß, Disziplin. Man muß den Erfolg jeden Abend wieder neu erkämpfen. Und man darf sich nichts einbilden auf eine schon abgelegte Leistung. Natürlich gehört dazu auch eine Portion Glück, doch das darf man nicht einkalkulieren. Auch Singen ist harte Arbeit, sich körperlich fit halten, was ja eigentlich für jeden zutrifft." – „Und wie?" – „Ich schwimme und laufe viel und versuche, Maß zu halten in allem."
Und wie bereitet sich Theo Adam auf die Vorstellung vor? – „Es wäre falsch, eine große Partie, die viel Kraft kostet, vorher ganz durchzusingen. Ich schaue noch einmal in die Partitur, probiere schwierige Stellen und ruhe mich ein, zwei Stunden aus."

Viel auf Reisen

Seit Jahrzehnten singt er, neben seinen Verpflichtungen an der Deutschen Staatsoper Berlin und an der Dresdner Staatsoper, in Wien, München, Hamburg, führen ihn Gastspielverträge an solch bedeutende Opernhäuser wie das Moskauer Bolschoi, die Metropolitan in New York, nach Paris, Bayreuth, Madrid, Budapest, Tokio. Etwa 90 Schallplatten hat er besungen, im kommenden Jahr wird er seine hundertste Partie einstudieren. Hin und wieder arbeitet Theo Adam auch als Opernregisseur, und außerdem gibt es seit Jahren die Fernsehsendung „Theo Adam lädt ein".

Der aufgeschobene Sachs

Das gewissenhafte und sorgfältige Herangehen an jede Aufgabe ist Theo Adam wesenseigen. Einprägsamstes Beispiel: seine Arbeit an der Partie des Hans Sachs in Richard Wagners Oper „Meistersinger".
1960, vor der Einweihung des Leipziger Opernhauses, kam die Anfrage, ob er den Sachs singen wolle. Der damals 34jährige lehnte ab: „Die äußeren Umstände sind ideal zu nennen, aber da ist auch die andere Seite, mein Alter, und die Partie des Hans Sachs ist eine physische Bewährungsprobe. Obwohl die Stimmgattung und der Charakter zum Sachs passen, fehlt mir einfach noch die nötige heldische Kraft zum Durchhalten ..." So steht es in Theo Adams Probentagebuch, das übrigens Grundlage wurde für sein erstes Buch, das aus der Werkstatt eines Sängers berichtet unter dem Zitat aus den „Meistersingern": „Seht, hier ist Tinte, Feder, Papier ..." Den Hans Sachs sang er übrigens acht Jahre später zum ersten Mal an der Deutschen Staatsoper Berlin.
Sucht man nach den Wurzeln seines Erfolges, die ältesten sind im Elternhaus zu finden. „Mein Vater, er war Dekorationsmaler, sang im Arbeiterchor. Was Wunder, daß ich da schon von früh an die Liebe zur Musik spürte. Ein Volksschullehrer riet meinen Eltern: „Schicken Sie den Jungen doch zum Vorsingen in den Dresdner Kreuzchor, er hat doch eine schöne Stimme."

Vom Neulehrer zum Sänger

Der Rat wird befolgt und damit der Grundstein gelegt für eine Sängerlaufbahn mit einer soliden Ausbildung, die jäh unterbrochen wird. Er ist Jahrgang 26, muß in den faschistischen Raubkrieg. Als er aus der Gefangenschaft zurückkehrt, hat er anderes im Kopf als die Freude am Singen. Er möchte ein Quentchen dazu beitragen, daß nie wieder 18-jährige, so wie er, sinnlos sterben müssen. Theo Adam absolviert einen Schnellkursus in Dresden-Wachwitz und wird Neulehrer in seiner Heimatstadt, die in Schutt und Asche liegt. Er lehrt Deutsch und Rechnen, wie es damals noch hieß, Sport und Heimatkunde, singt mit den Kindern, übt mit ihnen Stücke ein und faßt selbst wieder Mut, mit Igelitschuhen an den Füßen und dem ewigen Loch im Magen. Was für ihn heißt, sich seiner Stimme zu erinnern, sie zu schulen. So nimmt er Gesangsunterricht bei Rudolf Dittrich, dem ehemaligen Heldentenor und steht Weihnachten 1949 zum ersten Mal auf der Bühne, als Eremit im „Freischütz".
In seiner Neulehrerzeit lernt er eine sympathische junge Kollegin namens Eleonore kennen, die seitdem das Leben mit ihm teilt. So kommt es, daß das Jahr 49 für Theo Adam auch immer mit dem Bühnen- und dem Ehejubiläum verbunden ist.

Ursula Meves

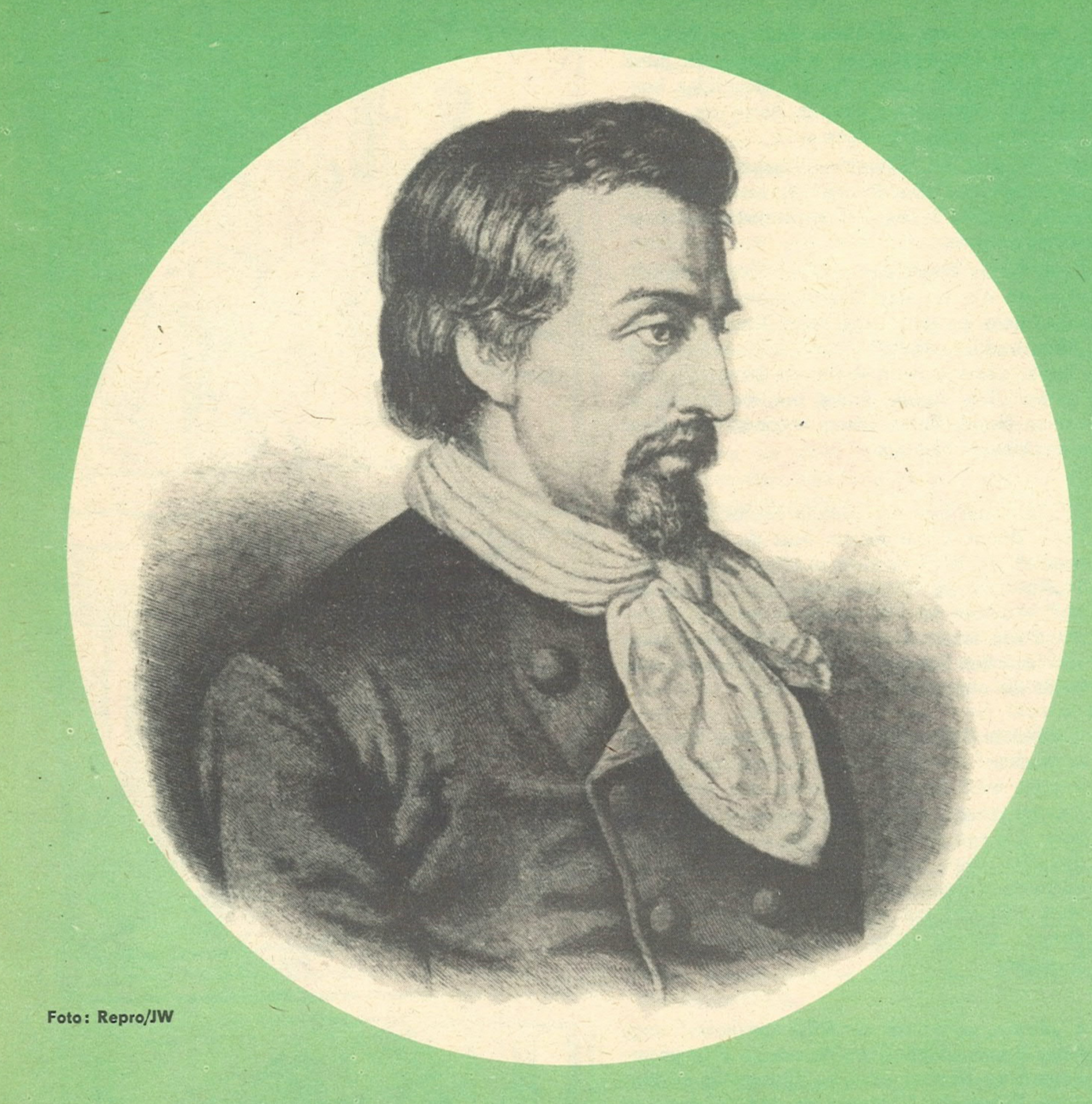


Foto: Repro/JW

Heinrich Heine

Zum 125. Todestag

Heinrich Heine wurde am 13. Dezember 1797 in Düsseldorf geboren und starb am 17. Februar 1856 in Paris. Neben vielen Gedichten gehören zu seinen wichtigsten Werken: „Reisebilder", „Buch der Lieder", „Die romantische Schule", „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland", „Deutschland. Ein Wintermärchen", „Atta Troll" und „Lutetia".

Was Dichter zu uns sprechen, kann nicht durch andere Rede x-beliebig ausgewechselt oder ersetzt werden. Wir können sagen: Heute ist ein schöner Frühlingstag, aber der Dichter sagt: „Leise zieht durch mein Gemüt/ Liebliches Geläute./ Klinge, kleines Frühlingslied,/ Kling hinaus ins Weite ..." Da öffnet sich vor uns nicht irgend ein Tag, sondern ein Tag, der singt und klingt, und einer geht durch diesen Tag, und wir möchten mitsingen und mitklingen mit dem, der da geht und sich sehnt nach Liebe und Schönheit und Blumen und Erwiderung seiner Gefühle. Das Herz des Dichters ist immer der Mittelpunkt der Welt, und deshalb ist es auch durchkreuzt und zerrissen von der Welt. Ich habe ein Gedicht von Heinrich Heine genommen, den Dichter mag ich gern, und ich denke, auch ihr werdet ihn mögen, wenn ihr das Gedicht vor euch hinsagt oder hinsingt, denn es gibt auch eine Melodie dazu, die hat Felix Mendelssohn Bartholdy geschrieben. Ihr könnt auch andere Gedichte nehmen und die Probe machen, denn Heinrich Heine hat auch viele andere wunderschöne Gedichte geschrieben. Sein Leben hat er da hineingeschrieben, all seine Freuden und seinen Schmerz, all seine Liebe und seine Enttäuschungen, all seine Hoffnungen. Er besang den Frühling, den Herbst, den Sommer, den Winter, besang das Meer und die Stadt, die Bäume und die Sonne.

Aber Heinrich Heine haßte auch. Aus tiefstem Herzen haßte er das Geld und die Macht, die die Menschen schlecht machten, er haßte den Gegensatz von arm und reich. Sein Vater war ein armer jüdischer Kaufmann, sein Onkel war Millionär in Hamburg. Als dieser Onkel starb, sollte Heinrich Heine erst dann Geld kriegen, wenn er sich verpflichtete, kein Wort mehr gegen irgendein Mitglied der Familie zu schreiben. Es waren schlimme Zeiten, in denen Heinrich Heine lebte und seine schönen Gedichte schrieb, und er war ein Freund von Karl Marx und wollte, daß die Menschen auf Erden, nicht im Himmel, wie die Religion lehrte, glücklich sein sollten. Dafür dichtete der Dichter sein neues, sein besseres Lied, das Lied vom Himmelreich auf Erden, wo fleißige Hände für alle Menschenkinder Rosen und Myrten, Schönheit, Lust und Zuckererbsen schaffen.

Heinrich Heine war geboren, das Schlechte und Verlebte, das Falsche und Lächerliche einem ewigen Spott preiszugeben, aber er sagte auch, daß er zugleich geboren sei, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern. Er war ganz ein Kind der Französischen Revolution, ihr Geist war der Wind, der ihm die Segel schwellte, und ihre Impulse gaben seinem Blut die Leidenschaft. Wie die besten deutschen Dichter, setzte er sich für die Rechte des Menschen ein, hat er gekämpft für das Bessere im Leben, hat er alle diejenigen unterstützt, die die Welt ein Stück nach vorn, in die Zukunft bringen wollten, die armen schlesischen Weber, die Arbeiter. Heinrich Heine hatte reichlich Ärger deswegen, seine Bücher wurden verboten, die Zensur, da sie seinen Kopf und seine Zunge nicht zerschneiden konnte, zerschnitt ihm die Wörter und Sätze, die er schrieb. Aber immer fand der Dichter Möglichkeiten zu sagen, was er sagen mußte: die Wahrheit.

Lange Zeit mußte Heinrich Heine, von der Reaktion aus seinem Vaterland vertrieben, in Frankreich leben, in Paris, der Hauptstadt der Revolution, dort auch liegt er auf dem Friedhof Montmartre begraben. Er war ein Mann der spitzen Feder, seine Feinde trieb er unbarmherzig durch seinen Spott vor sich her. Aber Heinrich Heine war auch selber empfänglich für den Spott anderer, und man bewarf ihn mit vielen Kübeln der Lüge und der Verleumdung. Schwere Krankheit schlug ihn in den letzten Jahren seines Lebens aufs Krankenlager, in die Matratzengruft, wie er das nannte. Aber auch hier, in wärmenden Kissen und unter betäubenden Schmerzen, sang er das Lied der Liebe, haßte er seine Feinde der Reaktion, waren all seine Gedanken auf Deutschland gerichtet. Der deutsche Dichter im Exil, Heinrich Heine, der im Grunde seiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchlerischen Worte, die heuchlerischen Blumen, die feigen Feigenblätter verachtete, wurde der konsequente, große Dichter seines Vaterlandes. Kein anderer hätte all das, was er schrieb, schreiben können, denn was er schrieb, war sein Leben.

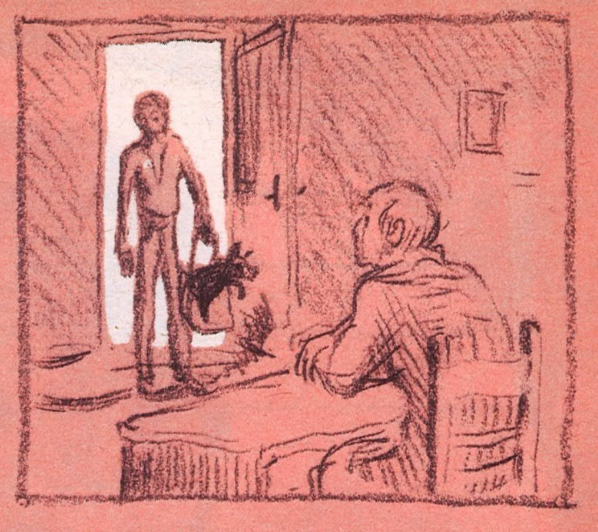
Rulo Melchert

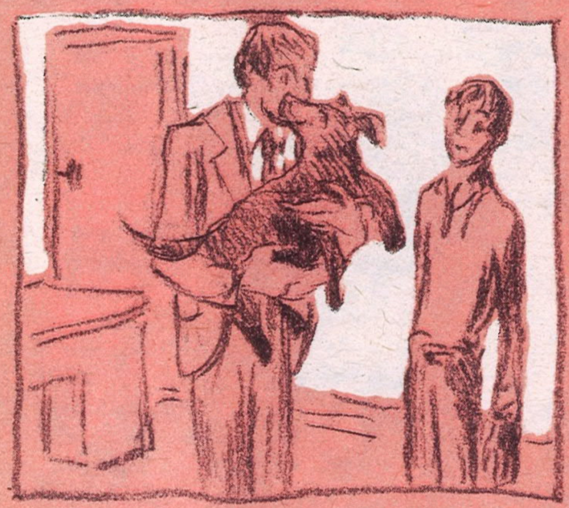


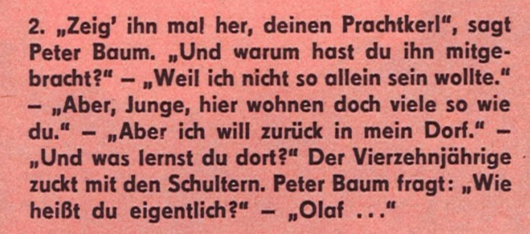
1. In Grafenberg wird Peter Baum als Direktor des Lehrlingskombinates eingesetzt. Er fühlt sich nicht recht wohl. Die Lehrausbilder kennen sich alle besser aus im Beruf als er. Er vertraut sich den Genossen an.

„Wir helfen dir, Peter!" – Abend für Abend ziehen sie auf den Bauhof. Er setzt Stein auf Stein, mauert Ecken und Fensterbögen, bis er mitreden kann.

Eines Tages klopft ein schmalbrüstiges Bürschchen an die Tür des Direktorzimmers. „Komm rein, mein Junge", sagt Peter Baum fröhlich. „Was bedrückt dich?" – „Ich will wieder nach Hause, ohne meinen Robinson kann ich nicht lernen." Der Junge deutet auf die Tasche in seiner Hand. Peter Baum entdeckt den Kopf eines kleinen Hundes.

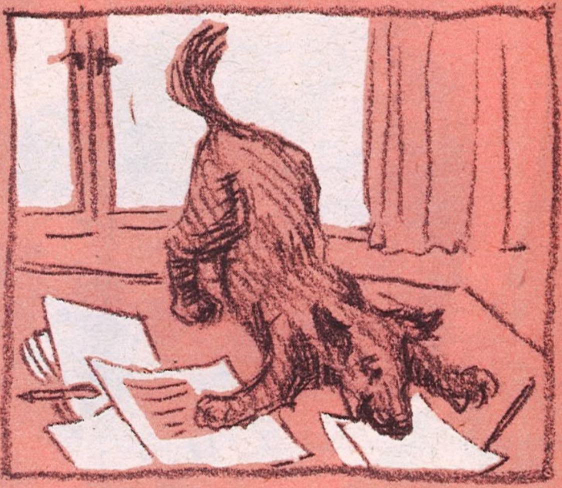


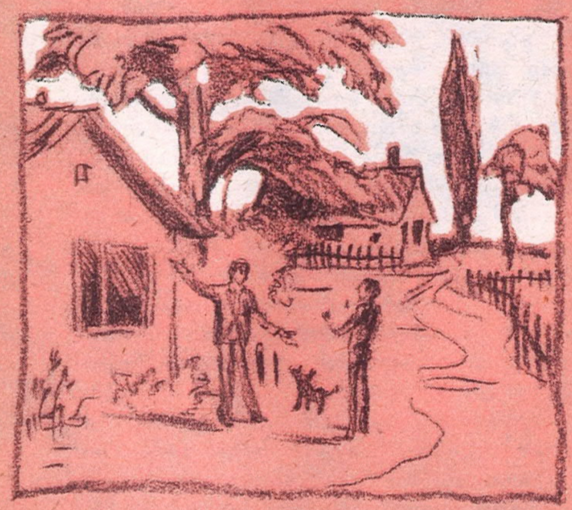


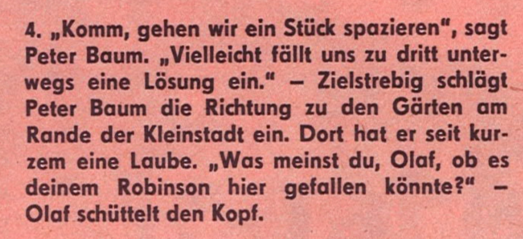


2. „Zeig' ihn mal her, deinen Prachtkerl", sagt Peter Baum. „Und warum hast du ihn mitgebracht?" – „Weil ich nicht so allein sein wollte." – „Aber, Junge, hier wohnen doch viele so wie du." – „Aber ich will zurück in mein Dorf." – „Und was lernst du dort?" Der Vierzehnjährige zuckt mit den Schultern. Peter Baum fragt: „Wie heißt du eigentlich?" – „Olaf ..."

3. Direktor Baum kratzt sich am Kopf. Was soll er machen? Er möchte dem Jungen gern helfen – aber wie? Sagt er, er kann den Hund im Zimmer lassen, wollen alle Lehrlinge sich auch einen kleinen Hund halten. Nimmt er dem Olaf das Tier, dann macht der Junge sich bei der nächsten Gelegenheit auf und davon und erlernt vielleicht nie einen Beruf. Robinson indessen spaziert über den Schreibtisch des Direktors.







4. „Komm, gehen wir ein Stück spazieren", sagt Peter Baum. „Vielleicht fällt uns zu dritt unterwegs eine Lösung ein." – Zielstrebig schlägt Peter Baum die Richtung zu den Gärten am Rande der Kleinstadt ein. Dort hat er seit kurzem eine Laube. „Was meinst du, Olaf, ob es deinem Robinson hier gefallen könnte?" – Olaf schüttelt den Kopf.

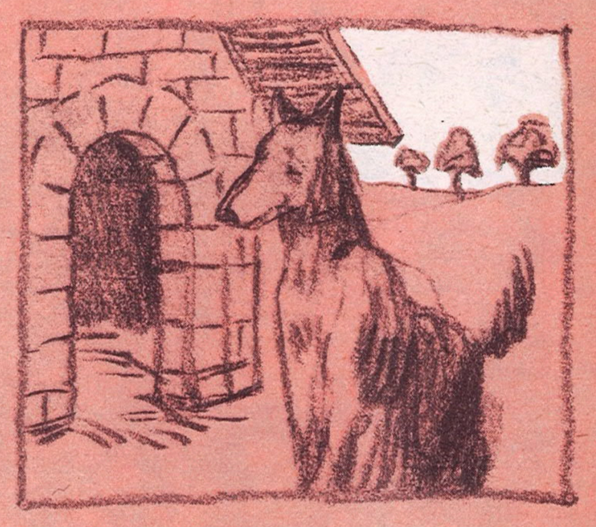
5. Am nächsten Vormittag wird Peter Baum durch lautes Gezeter in seiner Arbeit gestört. Es ist die Stimme des Hausmeisters. Er ruft – einem „Schweinehund" hinterher. Peter Baum öffnet die Tür. Da sieht er die Bescherung: Der Barackenflur ist von roten Punkten übersät. Der Hausmeister keucht hinter dem kleinen Robinson her.





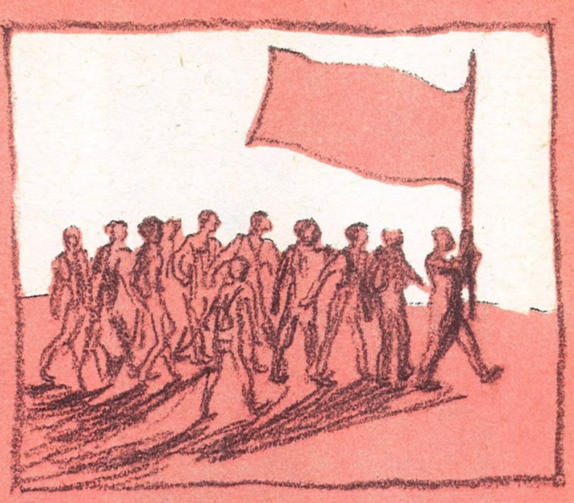
6. Peter Baum läßt alle Lehrlinge aus dem Unterricht rufen. Zuerst drucksen sie herum. Dann erzählen sie. Sie haben Robinson in der Pause aus seinem Karton geholt, mit den Pfoten in einen Topf mit roter Ölfarbe gesteckt und dann laufen lassen. Zu Olaf sagt der Direktor: „So, jetzt entscheide dich."

7. Ein Jahr ist inzwischen ins Land gegangen. Der Direktor, Olaf und Robinson sind Freunde geworden. Der Vierbeiner ist zu einem ansehnlichen Schäferhund herangewachsen. Er versteht schon, sich Respekt zu verschaffen. Im Garten von Peter Baum steht seine Hütte. Olaf und der Direktor haben sie gemeinsam gebaut. Natürlich aus Stein.

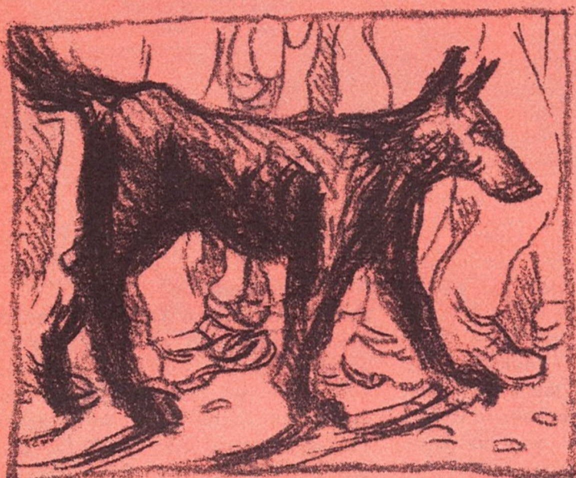




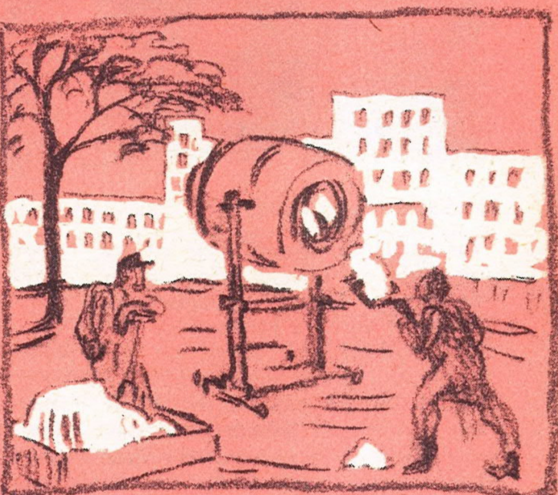
8. An einem Junitag kommt Olaf in den Garten gerannt. „Genosse Baum! In der Stadt sind Leute aufgetaucht, die uns nicht auf die Baustelle lassen wollen!" Es ist Juni 1953 – Provokateure und Agenten aus Westberlin versuchen, die Bevölkerung gegen die Arbeiter-und-Bauern-Regierung aufzuwiegeln. Peter Baum schwingt sich auf sein Fahrrad. „Los, mein Junge, den Halunken werden wir's zeigen!"



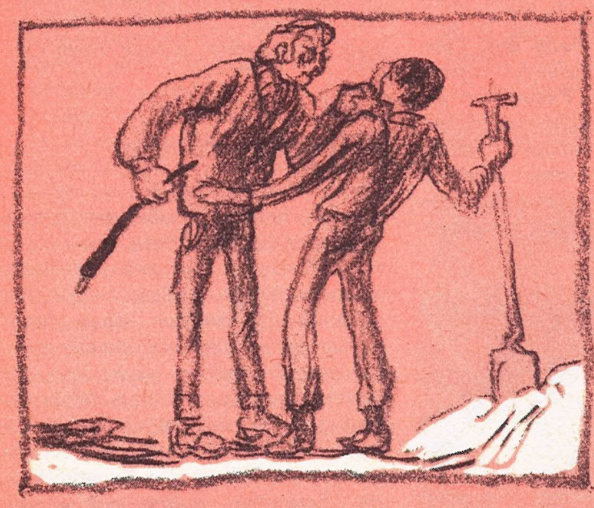
9. Peter Baum ruft alle Lehrlinge und Lehrer zusammen. Er hält eine kurze Ansprache: „Wer gegen die Macht unserer Arbeiter und Bauern ist, will die Macht der Kapitalisten, die wir vertrieben haben!" Er nimmt die Fahne und pflanzt sie vor dem Heim auf. „Jeder, dem diese Halunken zuwider sind, geht jetzt mit mir hinter unserer Fahne zur Arbeit, einverstanden?"



10. Peter Baum marschiert mit der Fahne in der ersten Reihe. Hoch streckt er das rote Tuch über alle Köpfe. Jeder soll sehen: Hier marschieren FDJler, die sich von niemand einschüchtern lassen! Einer von ihnen stimmt ein Lied an. „Bau auf, bau auf, Freie Deutsche Jugend bau auf . . ." schallt es über die Straße. Robinson läuft neben Olaf.



11. Auf der Lehrlingsbaustelle, wo sie ihre ersten Häuser bauen, steigen sie nacheinander in die oberste Etage. Nach einer halben Stunde geht die Arbeit wie an allen anderen Tagen voran. Ziegelstapel werden nach oben gehievt, die Kübel mit dem Mörtel wandern in die Höhe. Ununterbrochen dreht sich der Mischer. Olaf bedient ihn.



12. Unten auf der Baustelle tauchen einige Männer auf. Sie gehen auf Olaf zu. „He, du, stell' den Mischer ab. Hier wird nicht mehr gearbeitet!" Olaf bleibt den Fremden die Antwort nicht schuldig: „Was hier gemacht wird, bestimmen wir!" Einer der Männer packt Olaf. Peter Baum sieht, was sich abspielt. „Laßt sofort den Jungen los, ihr Mistkerle!"



13. Die Fremden stellen sich in Positur. „Wer bist du denn?" Einer springt Peter Baum von hinten an. In diesem Augenblick eilen alle Lehrlinge hinunter auf den Bauplatz ... Von dieser Entschlossenheit zeigen sich die Fremden beeindruckt. Sie flüchten mit hektischen Sprüngen. Aber Robinson stellt die Männer schnell.



14. Olaf hat seine Maurerlehre beendet. Er kommt mit Robinson, um sich von Peter Baum zu verabschieden. „Noch einmal herzlichen Dank, Genosse Direktor. Sie haben uns beiden sehr geholfen. Ohne Sie wäre ich vielleicht nie Maurer geworden." Peter Baum lächelt. „Und wo geht ihr beide nun hin?" Olaf sagt: „Zuerst einmal ins Dorf zurück, will dort zeigen, was ich kann. Maurer werden gebraucht. Vielleicht zieht es mich später wieder auf eine Großbaustelle. Mich und Robinson."

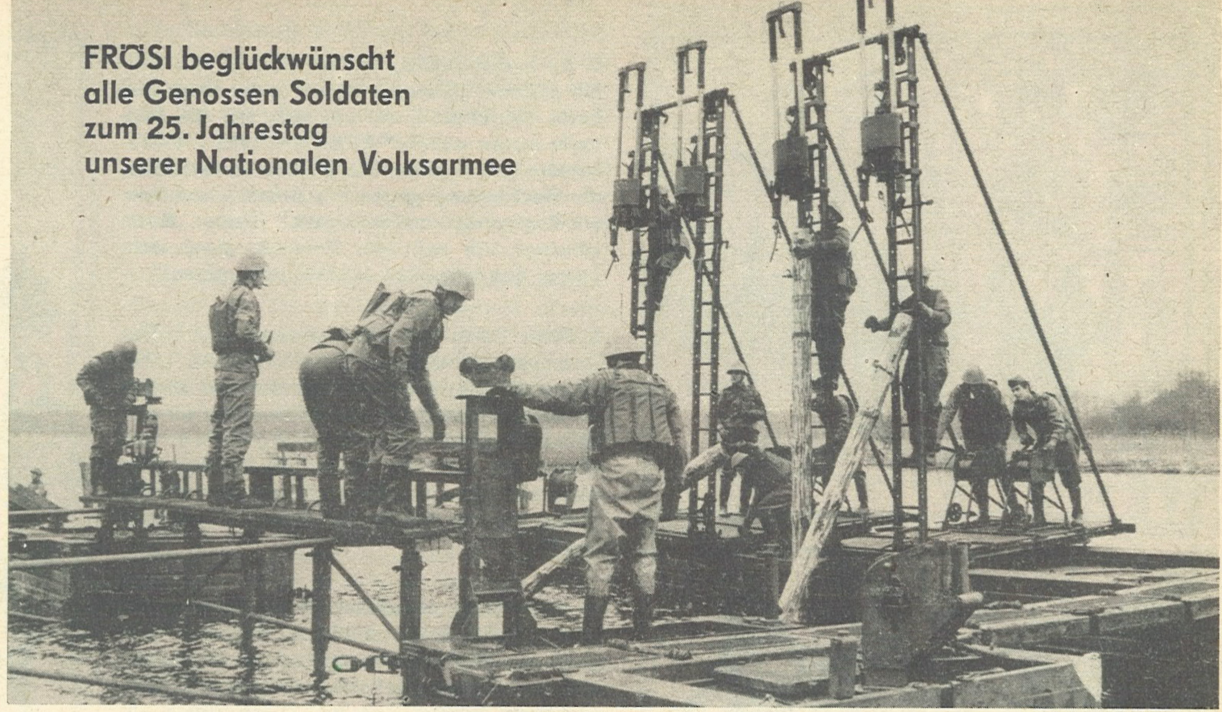


Fortsetzung folgt

Text: Hans-Gert Trebusch
Zeichnungen: Sabine Kahane

Brücken bauen und noch vieles mehr

FRÖSI beglückwünscht alle Genossen Soldaten zum 25. Jahrestag unserer Nationalen Volksarmee



Fotos: Ralf Pätzold

Vor berstenden Baumkronen schützt ein Stahlhelm ebenso sicher wie ein Bauhelm vor Eisenteilen. Immer wenn ein Baum von uns Pionieren zu Boden gestreckt wird, fallen mir unweigerlich draußen unsere Richtfeste ein, als ich noch nicht bei der Armee war und Häuser gebaut habe. Genau solche Kronen haben wir stolz nach oben gezogen. Diszipliniert in Reih und Glied davor gestanden. Vielleicht nicht ganz so militärisch exakt. Damals war das unser Appell. Wieder stand ein neues Haus und unsere ganze Brigade hatte ihren Teil dazu beigetragen. Noch vor einem reichlichen halben Jahr war das. Fast gestern also! Damals stand die Einberufung zur Volksarmee unmittelbar vor der Tür, und ich wußte schon, daß ich als Pionier lernen würde, wie man Brücken baut für Mot.-Schützen und Panzer. Pioniere sind wichtige Soldaten, weil sie anderen die Wege für ihre Aufgaben bereiten. Auch meinen eigenen mußte ich bei den Soldaten erst finden, weil ich mir vorher schlecht ausmalen konnte, wie das ist, eine Uniform zu tragen.

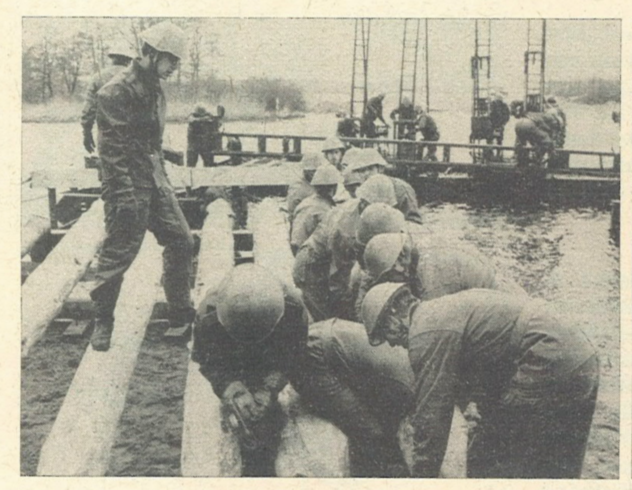
Der Regenkommandeur

Wenn es hier im märkischen Kiefernsand regnet, gießt es oft wie aus Schleusen. Dann schnauft sogar unser Kras und hofft, daß sich möglichst schnell die Ladefläche mit unseren geschlagenen Rammpfählen für die Brücke füllt. Das Holz kommt von unserem Fälltrupp, wird geschlagen und geschnitten. Gerade bei einem solchen Wetter ist das keine Freude, Brückenrammpfähle aus dem glitschigen Holz zu schneiden. Da kommt es schon vor, daß man flucht: Hör zu, du Regenkommandeur! Nimm deine Finger augenblicklich vom Wolkenabzug, oder sollen wir die Brücke hier auf der Lichtung aus dem Moosboden stampfen? Mir geht ohnehin gleich die Puste aus. Kommando zurück, Genosse! So kommst du nie einem guten Pionier auf die Schliche. Der entscheidet nämlich erst nach gewonnener Schlacht, welche der Stufen gefechtsnaher Bequemlichkeit eingenommen werden dürfen. Das bißchen Regen wirft noch keinen um, du Held! Meinem Nachbarn scheint das alles überhaupt nichts auszumachen.

Selbst, daß meine Kräfte bei jedem Stamm mehr und mehr nachlassen, unterscheide ich nur noch dankbar, weil er doppelt und dreifach zupackt. Da kannst du dir tausendmal verbissen vornehmen, der beste Kämpfer sein zu wollen, ohne den Genossen neben dir geht es mitunter keinen Schritt voran. Also, weiterladen! Unsere Brücke verlangt nach ihrem Rohfutter!

Wohlverdiente Ruhe

Es gibt bestimmt außer mir keinen gelasseneren Menschen, wenn erst unsere frischgeschlagenen Stämme normgerecht gebändigt, vertäut und verzurrt auf dem Lkw liegen. Automatisch hört man auf zu vibrieren. So ähnlich muß es einer Stoppuhr gehen, wenn sie nach dem Zieldurchlauf gedrückt wird. Alles kommt zur wohlverdienten Ruhe – die Anstrengung beim Sägen der Rammpfähle, die Spannung, selbst die eigene Angst, plötzlich nicht mehr mithalten zu können. Bis zur Brückenübersetzstelle vertraue ich mich völlig dem Kras an. Der läßt ein bißchen Dösen zu, weil ein bombiger Fahrer vorn sitzt, der alles versteht und kilometerweit die Wache über unseren aufgesessenen Trupp sicher übernimmt. Sage da noch einmal einer, es gäbe



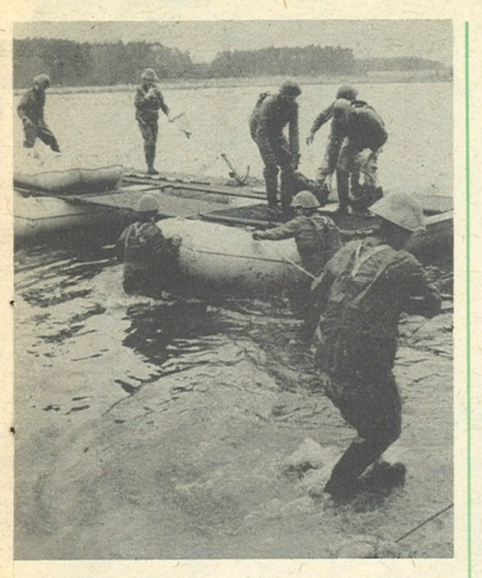










keine Geborgenheit, wenn du erst einmal bei der Armee bist! Du mußt nur verstehen, sie gerade in solchen Momenten zu fühlen. Dann wirst du zu jemandem, der sein Kampfkollektiv zu schätzen weiß, ohne das er in keiner Minute seines Soldatenseins auskommt.

Zum Rammen vorwärts!

Unsere Kras-Kolonne stoppt vor der Brückenübersetzstelle. Das Angriffssignal – drei Sterne grün zum Brükkenschlag – zischt in den Himmel. Donnernde Pferdestärken wühlen sich in den Ufersand. Wir kippen alles ab, was wir geladen haben: Bohlen, Planken, Rammpfähle, Spurbahntafeln, auch unseren Schweiß. Neben uns dröhnt schon der Kranwagen und schwenkt die Uferbalken ein. Schnell müssen meine Genossen vorn die ersten entscheidenden Streckbalken aufbringen. Immer zehn von uns packen einen Balken und legen ihn zugleich ab. Auf dem vor uns liegenden Wasser ist die Rammfähre eingeschwommen, und in Sekundenschnelle beginnt das ganze gefechtsnahe Getöse eines Brückenschlages. Mit 65 Schlägen in der Minute donnert die Ramme unsere Pfähle in den schlammigen Wasseruntergrund. Hinter uns im Bereitstellungsraum warten die Mot.-Schützen und Panzer auf ihre Brücke, damit sie rechtzeitig übersetzen können. Alles hängt von uns Pionieren ab. Wir schlagen fünf Meter Behelfsbrücke in nur zehn Minuten – das ist unser vorgelegtes Angriffstempo – und garantieren: unsere Brücke hält. Bei uns Pionieren gilt das goldene Wort: Ein Baum, der vormittags gefällt wird, ist am Abend ein Brückenteil, dem man sich getrost anvertrauen kann.

Ralf Kegel

„Seit 29 Jahren in der Luft..."

... ist Oberstleutnant Hans Schumann. Mit 50 Jahren und über 3 000 Flugstunden ist er einer der erfahrensten Jagdflieger unserer Armee.

„FRÖSI": *Seit wann sind Sie Angehöriger unserer NVA, Genosse Schumann?*

GENOSSE SCHUMANN: Seit dem Tag ihrer Gründung. Aber am 3. April 1952 war ich durch das FDJ-Aufgebot schon Angehöriger der kasernierten Volkspolizei geworden. Den 1. März 1956, den Geburtstag der NVA erlebte ich als Flugzeugführer einer Jak. Wir waren alle mächtig stolz auf die neue Uniform während der feierlichen Vereidigung. Na, und der Garnisonsball am Abend war auch nicht von Pappe!

„FRÖSI": *Was hat sich in 25 Jahren für Sie verändert?*

GENOSSE SCHUMANN: Viel, sehr viel. Und ich habe die Qualifikationsmöglichkeiten genutzt. Bei der NVA habe ich die 10. Klasse nachgeholt und mein Abitur gemacht. Meine Genossen delegierten mich zur Parteischule, und schließlich habe ich mich zum Flugzeugführer-Ingenieur qualifiziert.
Meine ganze Persönlichkeit wurde durch die NVA geformt!
Und wenn ich heute noch einmal 25 Jahre jung wäre, ich würde mich genauso entscheiden wie damals.
Dann hat sich natürlich die Technik gewaltig geändert. Unsere heutigen Jagdflugzeuge sind mit den Maschinen von damals nicht zu vergleichen. Natürlich sind aber auch die Anforderungen an alle Genossen, die mit den Flugzeugen umgehen, mächtig gewachsen. Die Techniker mußten sich qualifizieren und wir Flugzeugführer natürlich auch.
Eigentlich war es in den 25 Jahren immer so – wenn ich glaubte, eine Maschine ganz sicher zu beherrschen, kam schon das nächste weiterentwickelte Flugzeug, und das Lernen begann neu.

„FRÖSI": *Sie haben als Fluglehrer viele Jagdflieger ausgebildet. Welche Eigenschaften braucht man für diesen Beruf?*

GENOSSE SCHUMANN: Als junger Flugzeugführer hatte mich die Romantik der Fliegerei gepackt. Ich habe einige Zeit gebraucht, um zu begreifen, daß ein Flugzeug nicht nur zum Fliegen da ist, sondern Waffe in unserer Hand. Eine Waffe, deren hervorragende Eigenschaften jeder von uns bestmöglichst beherrschen muß. Nur so besiegen wir den möglichen Gegner. Das mache ich auch meinen Schülern klar. Es erfordert einen festen Klassenstandpunkt zu wissen, warum und gegen wen diese Waffe gerichtet ist. Für diesen Beruf ist ein gutes Allgemeinwissen notwendig sowie sehr gute sportliche Leistungen.

„FRÖSI": *Ist Fliegen gefährlich?*

GENOSSE SCHUMANN: Nein, sonst wäre ich ja nicht so alt geworden!

„FRÖSI": *Worüber ärgern Sie sich?*

GENOSSE SCHUMANN: Wenn einer meiner Schüler glaubt, mit Mittelmaß in seinen Leistungen über die Runden zu kommen. Das geht besonders in der Fliegerei auf die Dauer schief. Wenn er sich einbildet, jetzt habe ich was gelernt und kann mich nun eine Weile ausruhen, dann werde ich sauer. Fliegen heißt: ständige Qualifizierung!
Selbst nach meinen mehr als 3 000 Flugstunden gibt es immer wieder neue Flugsituationen und eine weiterentwickelte Technik, die auch neues Wissen erfordern.

„FRÖSI": *Haben Sie Hobbys?*

GENOSSE SCHUMANN: Ja, das Fliegen! Aber in der manchmal recht knappen Freizeit bin ich ein begeisterter Bastler. Drechseln, Schnitzen und Metalltreibarbeiten sind meine „Spezialstrecken".

„FRÖSI": *Wie lange werden Sie noch fliegen?*

GENOSSE SCHUMANN: Solange es die Ärzte nach den regelmäßigen flugmedizinischen Untersuchungen noch erlauben!

„FRÖSI": *Weiterhin, guten Flug, Genosse Oberstleutnant!*

Genosse Oberstleutnant Hans Schumann wurde für seine Leistungen als Jagdflieger und Fluglehrer mit dem Vaterländischen Verdienstorden geehrt.



Text und Foto: Klaus Trecke

Erwartung

ANKE STEINBRENNER



Zeichnung: Christine Klemke

Ganz verrückt war ich vor Freude. Vater hatte telegrafiert: „Erhalte drei Tage Sonderurlaub plus drei Tage Resturlaub. Komme am sechsten." Wir würden für ein paar Tage eine komplette Familie sein!

Meine Schwester stand da, starrte dauernd auf das Telegramm und schien es noch gar nicht fassen zu können. Mutti fing gleich an, Pläne zu schmieden, und Arbeiten, die sie sonst nur mit Widerwillen erledigte, gingen ihr plötzlich leicht von der Hand. Ich rutschte unruhig auf dem Stuhl hin und her. Jetzt war es mir nicht mehr möglich, die notwendige Konzentration für die Mathematikaufgaben aufzubringen. Kurz entschlossen klappte ich Hefte und Bücher zu.

Wenn ich vor Freude überzuschäumen drohe, hält mich nichts mehr im Haus. Ich verspüre das Bedürfnis hinauszulaufen, zu lachen, zu springen und mit mir und meiner Freude um die Wette zu rennen. So auch an diesem Tag. Mutti winkte bloß ab, als ich sie fragen wollte. „Wann Schlafenszeit ist, weißt du ja", sagte sie.

Wenige Meter hinter unserem Haus beginnen langgestreckte Getreidefelder. Ich mußte mich bücken, um über die Köpfe der noch jungen Ähren streichen zu können. Im goldgelb wogenden Getreidemeer leuchteten rote und blaue Punkte: Klatschmohn und Kornblumen. Ich nahm mir vor, einen prächtigen Feldblumenstrauß, gespickt mit vielen Gräsern, zu pflücken. Immer weiter trieb es mich den Feldrain hinauf. In einer Entfernung von etwa drei Kilometern hob sich ein kleiner bewaldeter Hügel von der sonst flachen Landschaft ab. Dort war ich noch nie. Ich nahm mir vor, ihn zu erreichen.

In Gedanken weilte ich nur bei Vaters bevorstehendem Besuch. Wie in einem Fotoalbum blätterte ich nach schönen Erinnerungen, die mir von seinen letzten Aufenthalten noch im Gedächtnis hafteten. Verdrängt waren die Aufregungen und nicht immer positiven Eindrücke der letzten Wochen, die der Umzug mit sich gebracht hatte. Wir wohnen erst wenige Wochen im Dorf. Vater sollte demnächst zu einer anderen Einheit versetzt werden. Dann würde er jeden Abend wieder bei uns sein. Kaum noch vorstellbar. Seit fünf Jahren führten wir ein Familienleben auf Raten.

Als ich den bewaldeten Hügel erreichte, war mein Arm voller Blumen. Ich stellte mir gerade vor, wie schön es wäre, hier mit Mutti, Vati und Simone entlangzuspazieren. Als wir noch in der Stadt wohnten, sind wir oft für ein paar Stunden dem pulsierenden Großstadtmilieu entflohen.

Ich stieg über Moospolster und kniehohen Pflanzenwuchs, fuhr mit der Innenfläche der Hand über rissige Kiefernstämme und lauschte vielstimmigem Vogelgesang. Nach der trockenen staubdurchwobenen Hitze empfand ich die kühle, würzige Waldluft als wohltuend. Vielleicht würde der Kiefernwald an einer Stelle gelichtet sein, und ich könnte von der Höhe des Hügels aus das goldwogende Getreidemeer überblicken, das sich von unserem Dorf bis zu den spitzgiebligen Häusern der nächsten Ortschaft hinzieht.

Immer dichter wurde die Vegetation. Ich kam mir vor wie Robinson Crusoe, als er die unbewohnte Insel entdeckte. Dieser Gedanke erfüllte mich mit zunehmender Heiterkeit. Auf den Flügeln meiner Phantasie bestritt ich Abenteuer um Abenteuer, malte mir alles bis ins kleinste Detail aus, war bald gefürchteter einäugiger Seeräuber, dann ausgeraubtes Opfer, das in wahrlich heldenhafter Pose eine ganze Bande Banditen besiegte, wurde Entdecker, Jäger und ein ausgesetzter Verwildeter.

Je länger ich mich in die bunte Welt der Abenteuer hineinversetzte, umso übermütiger wurde ich. Ich fing an zu rennen, herumzutollen und lachte laut und ungezwungen. Es war, als müsse all die Heiterkeit und Vorfreude, die sich in mir angestaut hatte, in Bewegung umgesetzt werden. Verschwitzt erreichte ich den Gipfel. Vor mir tat sich eine Lichtung auf. Verwundert betrat ich die wie abgezirkelt wirkende freie Fläche, die von allen Seiten dichte Baumgruppen umgaben. Einen Moment benötigte ich, um mich wieder an das grelle Sonnenlicht zu gewöhnen. Etwa fünfundzwanzig Meter vor mir befand sich eine verwitterte Steinplatte. Neugierig geworden, trat ich näher und las: Für die Befreiung des Kreises Strausberg in den Reihen der Roten Armee im April 1945 gefallen: Igor Brokow, geboren 1924, Wladimir Kowaljow, geboren 1925, Konstantin Petrowitsch, geboren 1926. Elf weitere Namen folgten. Wie erstarrt stand ich vor der Tafel und brauchte eine Weile, um richtig zu begreifen. Langsam blickte ich mich um. Erst jetzt fielen mir zur rechten und linken Seite des Steines zwei mit wildem Wein überwucherte Hügel auf. Mir war, als schweige für Augenblicke alles Leben in diesem Wald. Groß und auf mir lastend empfand ich diese Stille. Immer wieder rieb ich mir die Augen, als sei alles nur ein Film, der einmal abgelaufen sein müsse. Doch der Stein, die Hügel, alles war echt. Ich bückte mich, legte die Blumen auf die Gräber und ging langsam und sehr bedrückt fort, ohne noch etwas für die Schönheiten der Natur zu empfinden. Aber ich wußte, ich würde wiederkommen, mit Blumen und nicht allein . .


12t
PRÜFE DEIN GEWICHT
AUS
STARKE's
SCHILDER-
BUCH
Umstände-
halber zu
verkaufen!
P



Zeichnung: Matthias Müller

Dornige Rosen

JOHANNA

März 1813. Eben haben die napoleonischen Truppen die Stadt Lüneburg verlassen. Fort sind auch die fremden Polizisten und Zollaufseher, die verhaßten Unterdrückerbehörden und der unerbittliche Unterpräfekt. Der Jubel der von der Knechtschaft und Fremdherrschaft befreiten Bürger hallt über die Straßen, Mauern und Wälle der ehrwürdigen Stadt. Inmitten der freudig erregten Menge fällt ein schlankes, etwa zwanzigjähriges Mädchen auf, mit rotblondem Haar. Es ist Johanna Steegen, die mit ihren Freundinnen überglücklich den ersten Tag der Freiheit feiert.

Die Freude währte jedoch nur kurze Zeit. Mit 2 500 Mann, Fußvolk und Reiterei, überfällt der napoleonische General Morand erneut die schutzlose Stadt. Unter den Bürgern hält er ein grausames Strafgericht, weil sie sich ihm mit der Waffe in der Hand entgegengestellt haben. Fünfzig Einwohner werden sofort ergriffen und sollen erschossen werden. Da sprengen von Süden her russische Kosaken und preußische Husaren heran. Ein harter Straßenkampf entbrennt. Die Sturmglocken läuten, und Johanna flüchtet wie viele schutzsuchend in den Keller des Kaufmanns Köllmann. Sie hört das Krachen der Granaten und Schreien der Getroffenen, das Niederprasseln von Steinen und Dachziegeln und das Hurra der Angreifenden. Zorn und Haß gegen die Unterdrücker erfüllt sie. Aber dazu gesellt sich auch immer stärker das Gefühl, helfen, etwas tun zu müssen, damit die gerechte Sache siegt. Schließlich hält es sie nicht mehr im dunklen Keller, sie eilt auf die Straße.

Johanna kommt am Neuen Tor vorbei, wo russische und preußische Soldaten nach tagelangen Eilmärschen gegen einen überlegenen Feind tapfer kämpfen. Ein paar Straßen weiter trifft sie einen ihr bekannten Mann. Verdrießlich sitzt er auf einem Pulverwagen, dessen Achse gebrochen ist. „Was ist mit Euch Nachbar?" fragt das Mädchen. „Ach, ich hoffte, Wertvolles zu finden", sagt dieser, auf den Wagen weisend. „Aber es sind nur Patronen." Wie ein Blitz durchzuckt dieses Wort das Mädchen. „Nur Patronen" – und am Neuen Tor drohen die Soldaten der feindlichen Übermacht zu erliegen, weil ihnen die Munition ausgegangen ist.

Johanna rafft die Schürze voll Patronen und eilt dem Kampfgetümmel entgegen. Plötzlich ist sie unter den Soldaten. „Was suchst du hier? Marsch, nach Hause!" fährt ein Offizier das rotblonde Mädchen an, das neben ihm herläuft, „und was schleppst du überhaupt in deiner Schürze herum?" – „Patronen!" – „Was? Patronen? Mädchen, wir haben keinen Schuß mehr!" Im Nu haben die Jäger die Patronen verteilt. Johanna hat ihre Aufgabe erkannt. Unermüdlich füllt sie ihre Schürze mit Patronen. Einmal entgeht sie dem Tod nur mit knapper Not. Aus einem nahegelegenen Garten sprengt ein napoleonischer Kürassier, der sehr wohl erkannt hat, was das Mädchen hier tut, mit geschwungenem Säbel auf sie zu. Ein Kosak streckt ihn mit eingelegter Lanze vom Pferd. Und ohne zu zögern, eilt Johanna weiter zu den Jägern.

Ihre Patronen entscheiden den Kampf. Die napoleonischen Soldaten müssen weichen. In zerschlissenen Kleidern und schwarz vom Pulverdampf steht Johanna still und bescheiden vor den Jägern, Kosaken und Husaren.

ELEONORE

In der Küche der Potsdamer Villa des Hofbaurates von Kügelen wirtschaftet ein hochaufgeschossenes Mädchen emsig mit Pfannen und Töpfen. Seit drei Jahren schon ist Eleonore Prohaska hier als Köchin im Dienst. Und obwohl diese Arbeit sie von früh bis spät beansprucht, nimmt sie trotzdem auch Anteil an all dem, was außerhalb der vier Wände ihrer Küche geschieht. So weiß sie von der Volkserhebung gegen Napoleon und beneidet dabei ihre männlichen Altersgefährten, die mit der Waffe gegen den Feind ziehen können. Gestern erfuhr sie von einem Aufruf an die deutschen Frauen, und heute wiederum hat sie beim Einkaufen auf dem Wochenmarkt einen verwundeten Lützowschen Jäger getroffen. Sein Bericht hat sie tief beeindruckt. Das alles bestärkt sie in dem Gedanken, ebenfalls teilhaben zu wollen an der Befreiung des Vaterlandes. Aber wie? Sie, ein Mädchen, Lützowscher Jäger? Unmöglich! Wer wird ihr schon ein Gewehr in die Hand geben und sie in den Kampf ziehen lassen? Aber es muß doch trotz allem einen Weg geben, um dieses Ziel zu erreichen. Und in den nächsten Tagen kreisen Eleonores Gedanken nur noch um die eine Frage: „Wie komme ich zu den Lützowern?"

Schließlich hat sie einen Entschluß gefaßt.

Von heute auf morgen kündigt sie ihrer verwunderten Herrschaft den Dienst auf. Sie schneidet ihre Haare nach Männerart zurecht, besorgt sich Männerkleidung und legt sich den Namen August Renz zu. Nur der fehlende Bartwuchs bereitet ihr noch Sorge .Ach was, denkt sie, ich muß es darauf ankommen lassen! Sie spricht mit niemandem über ihr Vorhaben und verabschiedet sich von keinem. Heimlich macht sie sich auf den Weg zu einer Meldestelle der Lützower.

Leutnant Preuß, Kompanieführer im Lützowschen Freikorps, betrachtet aufmerksam den großen, aber doch recht dünnen jungen Mann, der da vor ihm steht und sich als August Renz gemeldet hat.

„Hm, du würdest bei deiner Länge eigentlich einen prächtigen Flügelmann in meiner Kompanie abgeben", meint er endlich. „Aber eine Stimme hast du wie ein Mädchen, und dein Bart wächst wohl erst später. Und die Füße! Also, weißt du, so winzige Füße habe ich bei einem Soldaten auch noch nicht gesehen. Passende Schuhe haben wir jedenfalls nicht."

Schlagfertig antwortet Eleonore: „Ich bin Schneidergeselle und bei unserer Zunft kommen solche Sachen nicht selten vor. Aber ich werde mich schon in alles schicken." – „Na, schön, probieren wir es. Geh, laß dich einschreiben!" Mit diesen Worten nimmt Leutnant Preuß den vermeintlichen jungen Mann in seine Kompanie auf. Anfangs hänselte so mancher Lützower den Fußjäger Renz wegen seiner hohen Stimme und Bartlosigkeit, aber dieser hat sich längst durch sein mutiges, tapferes Verhalten Respekt verschafft. Einhellig ist die Meinung der Kameraden: „Der August versteht sich auf alles! Er schneidert, kocht, wäscht, singt, schießt und rührt die Trommel, wie keiner es besser versteht!" Und niemand kommt auf den Gedanken, daß sich hinter dem Namen August Renz ein Mädchen verbirgt.

Es ist Anfang Oktober, als die Lützowschen Jäger an der Göhrde eine starke napoleonische Truppeneinheit angreifen. Die schwarzen Jäger stürmen einen vom Feind besetzten Hügel. Heftiges Gewehr- und Geschützfeuer schlägt ihnen entgegen. Neben Renz fällt der Trommler. Er nimmt seine Trommel auf und reißt die Kameraden mit sich. Aber er macht nur wenige Schritte. Dann fällt auch er. Sterbend bekennt er: „Herr Leutnant, ich bin ein Mädchen!"

Eleonore stirbt am 5. Oktober 1813. Dem Sarg folgen ihre trauernden Waffenbrüder, die Lützower und das russisch-deutsche Jägerkorps. Sie schießen Salut zu Ehren eines heldenmütigen Mädchens.

Die Namen Johanna Steegen und Eleonore Prohaska stehen stellvertretend auch für die vielen, meist namenlos gebliebenen Frauen und Mädchen, die 1813 in gleicher Weise für die Freiheit ihres Volkes gegen die napoleonischen Unterdrücker ihr Leben einsetzten.

Dr. Wolfgang Uebel

GALERIE BERLIN

EIN FOTOBUMMEL DURCH DIE HAUPTSTADT DER DDR

Mach mit „Frösi" einen Spaziergang durch deine Hauptstadt. Sie wird täglich schöner, denn mehr als 13 000 FDJler aus allen Bezirken der DDR arbeiten am größten Jugendobjekt in der Geschichte der FDJ.
Hier, wie überall in unserem Lande, leisten FDJ-Mitglieder ihren Beitrag zur Vorbereitung des X. Parteitages der SED.
Schau dich um, lies nach, hör zu!



Achtung! Achtung! Die hier abgedruckten Fotos könnt ihr nur mit unserer beiliegenden „Frösi"-Spezialbrille betrachten. Klebt die rote Folie in das linke, die blaue in das rechte Brillenfenster. Wenn ihr alles richtig gemacht habt und die Bilder durch die Brille betrachtet, habt ihr einen plastischen Eindruck. Der richtige Weg durch den Irrgarten verrät, was auf den Fotos zu sehen ist.



An Tausenden FDJ-Hemden ist dieses Zeichen zu sehen. Junge Arbeiter, FDJ-Delegierte, die in Schwerpunktbetrieben des Bauwesens und der Industrie unserer Hauptstadt arbeiten, tragen es.

Joachim Richter, Jugendbrigadier im Plattenwerk Falkenberger Straße, kam im Rahmen der FDJ-Initiative Berlin in die Hauptstadt. Er ist stolz darauf, einer der vielen tausend FDJler zu sein, die am größten zentralen Jugendobjekt der FDJ mitarbeiten.



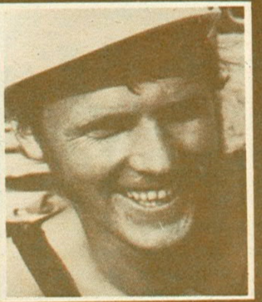
Tüte hatte einen, wie er meinte, genialen Einfall. In Vorbereitung auf den X. Parteitag der SED veranstaltete er eine Fotoausstellung, um den Besuchern zu zeigen, wie die Hauptstadt der DDR mit Hilfe der FDJler in den letzten Jahren ihr Gesicht verändert hat. Wochenlang war er durch die Gegend geflitzt, hatte fotografiert und geschrieben, notiert und gefragt, vergrößert und verkleinert, hatte entwickelt und fixiert, gerahmt und aufgehangen und schließlich seine Galerie eröffnet. Als Ehrengast begrüßte er seinen alten Freund, den Berliner Bären, das Wappentier unserer Hauptstadt. Belauschen wir die beiden bei ihrem Rundgang:

Tüte: „Grüß dich, herzlich willkommen und hereinspaziert in Tütes einzigartige Berliner Foto-Galerie mit Super-Schnappschüssen aus der Hauptstadt!"

Berliner Bär: „Hallo, Tüte, altes Haus! Ich freue mich mächtig, daß du mich eingeladen hast. Du bist immer noch ein Übertreiber. Du tust ja gerade so, als wärst du der erste, der in unserer Hauptstadt eine Ausstellung veranstaltet."

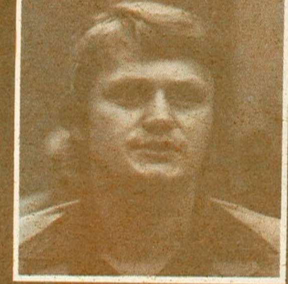
Tüte: „Das solltest du nicht sagen. Mach es wie unsere „Frösi"-Leser, klebe die rote und blaue Folie in die Brille und halte das fertige Nasenfahrrad vor die Pupillen. Na, was sagst du nun? Das ist die erste dreidimensionale Galerie, die du siehst, oder?"
Berliner Bär: „Das ist schon gewaltig, da muß ich dir recht geben. Aber du kannst mir glauben, wir hatten schon ganz andere Ausstellungen in der Hauptstadt."
Tüte: „Na, bitte, wenn du unbedingt recht haben mußt. Aber die Hauptstadt so auf einen Blick, das ist doch enorm."

Berliner Bär: „Hauptstadt auf einen Blick – da kann ich nur lachen. Deine paar Fotos sind nicht mehr als ein klitzekleiner Teil von dem, was sich in den letzten Jahren hier verändert hat."
Tüte: „Du hast wohl heute deinen meckrigen Tag. Dann sage ich es anders: Das sind die Dinge, die FDJler im Rahmen der FDJ-Initiative Berlin auf die Beine gestellt haben."
Berliner Bär: „Auch falsch! Deine Behauptung hat zwei Haken: Erstens sind auch Bauwerke dabei, die mit der FDJ-Initiative



Hartmut Klein, Jugendbrigadier, war einer der ersten von mehr als 13 000 „Berlin-Fahrern", der seinen Entschluß bekanntgab, innerhalb der FDJ-Initiative Berlin an der Erfüllung des Wohnungsbauprogramms mitzuhelfen. Er ist sehr stolz auf das, was die FDJler in den vergangenen vier Jahren aufgebaut haben.

Heinz Wudy ist Jugendbrigadier. Das Bauwesen unseres Landes ist überhaupt ein jugendliches Unternehmen. Jeder dritte Bauarbeiter ist nicht älter als 26 Jahre. Die Jugendlichen tragen deshalb auch am Bauschaffen eine hohe Verantwortung. Sie ringen mit um die Verkürzung der Bauzeiten und des Bauaufwandes.



Berlin nichts, aber überhaupt nichts zu tun haben, und zweitens fehlt jede Menge. Wo ist denn ein Foto vom Charité-Neubau, wo sind die Neubauten in Marzahn, wo ..."
Tüte: „Halt, halt, halt! Du bist ja ein schrecklicher Besserwisser, Miesmacher und Fehlersucher."
Berliner Bär: „Mit dem Besserwisser hast du recht. Als Wappentier der Hauptstadt muß ich schließlich einen Überblick haben und jede Veränderung genauestens kennen. Aber Miesmacher und Fehlersucher lasse ich nicht auf mir sitzen. Ich freue mich über deine Initiative, doch sollst du auf dem Teppich bleiben. Sieh mal, um alles zu zeigen, was die FDJler in den letzten Jahren in der Hauptstadt aufgebaut haben, würden zehn „Frösi"-Hefte nicht ausreichen, und um abzubilden, was sich überhaupt verändert hat, könntet ihr über Jahre hinaus keine anderen Beiträge mehr abdrukken."
Tüte: „Also gut. Tüte gibt sich geschlagen. Wie würdest du also meine Ausstellung bezeichnen?"
Berliner Bär: „Hübsche Schnappschüsse,

die zeigen, wie vielgestaltig das Gesicht unserer Hauptstadt ist. Aber deine Fotos zeigen noch mehr: In Berlin gibt es Altes und Neues, da werden Wohnungen und Spielplätze gebaut, da wird aber auch restauriert sowie aus- und umgebaut. Unser Berlin ist deshalb so schön, weil Altes und Neues gemeinsam entsteht. Ich will dir mal etwas von unserer Hauptstadt erzählen, damit du verstehst, weshalb ihre Einwohner so stolz auf ‚ihr' Berlin sind. Das Territorium der Hauptstadt umfaßt 403 km², das sind 0,4 Prozent der Gesamtfläche unserer Republik. Unsere Stadt hat rund 1,1 Millionen Einwohner, das sind 6,3 Prozent der DDR-Bevölkerung. Also: auf wenig Fläche viele Einwohner."

Tüte: „Ist ja logisch".

Berliner Bär: „In der Hauptstadt gibt es auch landwirtschaftliche Nutzfläche. Genau 23 Prozent unseres Territoriums werden so genutzt. 33 Prozent des Gebietes unserer Hauptstadt bestehen aus Forst-, Grün- und Freiflächen und der Anteil der Siedlungs- und Verkehrsflächen (das sind Wohnhäuser,



Peter Liebig, Tiefbauer, ist einer der rund 500 Bauarbeiter aus dem Bezirk Gera, die in der Hauptstadt dabei sind. Bis zum Jahresende 1980 haben sie zusammen mit den anderen Bauarbeitern zwei Arbeitstage zusätzliche Warenproduktion erwirtschaftet und so tatkräftig die FDJ-Initiative X. Parteitag unterstützt.

Peter Kaiser, Jugendbrigadier rief im vergangenen Jahr gemeinsam mit seinen Kollegen die Bauarbeiter auf, jeden Tag mit guter Bilanz abzuschließen. Diese Losung griffen viele Werktätige in anderen Industriezweigen auf. Auch ihr, die Pioniere, solltet danach streben, denn Kontinuität macht sich auch beim Lernen ‚bezahlt'.



Straßen, Parkplätze usw.) beträgt 38 Prozent."

Tüte: „Fehlen immer noch 6 Prozent."

Berliner Bär: „Gut mitgerechnet. Sechs Prozent des Territoriums unserer Hauptstadt werden von den Gewässern eingenommen. Dazu gehören die Flüsse mit ihren Nebenarmen und die Seen."

Tüte: „Für so viel Wasser gibt es aber ziemlich wenig Schiffe!"

Berliner Bär: „Du bist ein Witzbold. Der öffentliche Nahverkehr wird bei uns durch die S- und U-Bahn, die Busse und Straßenbahnen abgewickelt. Aber auch Schiffe, nämlich die Fähren, sorgen dafür, daß es reibungslos stadteinwärts und -auswärts geht und am Wochenende die zahlreichen Ausflugsziele erreicht werden können. Auch daran haben die FDJler einen gewaltigen Anteil. So wurden im Rahmen der FDJ-Initiative Berlin z. B. auch neue S-Bahn-Strecken gebaut (im Gebiet Marzahn) und die Straßen der Hauptstadt für den Einsatz der modernen Tatra-Straßenbahnen vorbereitet."

Tüte: „Du wirst verstehen, daß ich als

'Frösi'-Mitstreiter ein besonderes Herz für die Kinder habe. Wie steht es denn um die jüngsten Bewohner der Hauptstadt?"
Berliner Bär: „Nicht nur du hast ein Herz für die Kinder. Auch jeder, der sich als echter Hauptstädter, sei er nun zugereist oder in Berlin geboren, fühlt, hat sehr viel für die kleinen Berliner übrig. Immerhin sind rund 220 000 Bewohner der Hauptstadt Kinder. Wenn wir mal von den zahlreichen Schulneubauten, modernen Kindergärten und -krippen absehen, dann bleibt immer noch einiges aufzuzählen. Da wäre zum Beispiel der Pionierpalast. Rund 2 000 Pioniere können ihn täglich besuchen und sich dort nach Herzenslust tummeln. Auch zahlreiche Spielplätze in den Neu- und Altbaugebieten sprechen für die Liebe zu den Kindern.
Das alles ändert aber nichts daran, daß auch in Zukunft weitere Kinderspielplätze und Einrichtungen für die Jugendlichen entstehen. Auch hier sind die FDJler im Rahmen ihrer Initiative ganz vorn mit dabei."
Tüte: „Es ist jammerschade, daß wir mit unserem Rundgang so ziemlich am Ende sind. Mir bleibt gerade noch genügend



Die vielen neuen Wohnhäuser verschlingen riesige Mengen an Material und das muß alles von Kraftfahrern wie Dietmar Walter herangeschafft werden. Eine Neubauwohnung verlangt durchschnittlich 30 m³ Beton, 2 t Stahl, 85 m² Isolier- und Dämmstoffe, 118 m Elektroleitungen und 60 m² Fußbodenbelag.

Wenn jeder Jugendliche an seinem Arbeitsplatz hervorragende Leistungen vollbringt, dann ist das das schönste Geburtstagsgeschenk für unseren Jugendverband. Auch Wolfgang Hoffmann und seine Tiefbaukollegen geben ihr Bestes, denn das ist gleichzeitig ein Geschenk für jeden Bürger in unserer Republik.



Zeit, eine Frage an die Leser zu stellen, die sie mir hoffentlich richtig beantworten. Seht euch das letzte Foto in meiner Galerie an. Es ist nur ein Ausschnitt eines anderen Fotos, das ihr ebenfalls in Tütes Galerie findet. Schreibt den Namen des Motivs auf eine Postkarte und sendet sie bis zum 30. März 1981 an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Galerie Berlin.

Nennt uns außerdem mindestens zwei Objekte, die im Rahmen der FDJ-Initiative Berlin entstanden sind. Ich freue mich auf eure Postkarte und drücke euch die Daumen, daß ihr zu den glücklichen Gewinnern gehört."

Unser Tüte hatte fleißige Helfer beim Aufbau seiner Galerie. Die Spezialfotos machte Waltraud Peters, die Zeichnungen fertigte Steffanie Riemer an und die Gestaltung übernahm Jürgen Schumacher. Die FDJler fotografierte für uns ADN Zentralbild.

Redaktionsschluß: 15. Oktober 1980.



+++ WETTER-BERICHT +++

Worüber haben sich die alten Ägypter freitags beim Abendbrot unterhalten? Und worüber wurde genau 3561 Jahre später am Lagerfeuer der alten Germanen diskutiert? Übers Wetter. Was war für Kolumbus genau so wichtig wie für Juri Gagarin? Das Wetter. Und was wird noch heute von Opa Möller (70) ebenso aufmerksam beobachtet wie von seinem Enkelsohn Michael (7)? Na, was schon? Das Wetter.

Schon immer wollten die Menschen im voraus wissen, was von oben auf sie zukommen wird. Sollten sie beim Wochenendausflug zur Cheopspyramide den Regenschirm mitnehmen? Konnten sie am nächsten Morgen zur Auerochsjagd aufbrechen oder – weil Glatteis angesagt worden war – auf dem Bärenfell liegenbleiben? Und – besonders wichtige Frage – kann Michael Möllers Klasse in der letzten Stunde (Mathearbeit) mit „hitzefrei" rechnen?

Jahrtausende lang haben unsere Vorfahren die Götter, Frau Holle, Herrn Petrus, einen gewissen Siebenschläfer oder den Laubfrosch fürs Wetter verantwortlich gemacht. Und die ersten Dampflokomotiven. „Weil" – das berichtete damals eine Zeitung – „ihr Rauch die Ordnung in den Wolken durcheinander bringt". Donnerwetter!

Wir, die wir in der Schule gut aufgepaßt haben, sehen natürlich durch, warum sich was und wann in der Atmosphäre zusammenschiebt. Und wenn wir's ganz genau wissen müssen, fragen wir den Meteorologischen Dienst der DDR in Potsdam.

Dort arbeiten bei Wind und Wetter, Tag und Nacht, Meßgeräte, Fernschreiber, elektronische Aufzeichnungs- und Datenverarbeitungssysteme. Und die Diplommeteorologen. Die haben ihre Mitarbeiter in aller Welt und im Weltall. Aus den Meldungen der vierzig meteorologischen Stationen in unserer Republik, der Wetterwarten in anderen Ländern Europas, in Amerika, Afrika, auf Grönland und aus den Direktberichten der Satelliten machen sich die Potsdamer Kollegen ein klares Bild von der Wetterlage. Die Wetterkarte. Diese schicken sie allen Wetternormalverbrauchern täglich per Fernseher ins Haus. Wer nicht auf die Aktuelle Kamera warten will oder darf, weil er sofort Entscheidungen für seine LPG, seinen Betrieb, sein Schiff treffen muß, dem wird – Anruf genügt – jederzeit unverzüglich die Stimmung getrübt oder gehoben.

Kein Bauer verläßt sich heute noch auf den Hundertjährigen Kalender oder auf ebenso alte Bauernregeln, wenn's um den günstigsten Termin geht, an welchem die Saat in den Boden gebracht oder die Kartoffeln herausgeholt werden müssen. Er telefoniert mit dem Meteorologischen Kundendienst. Dort erfährt der Bauer auch, ob er ins Heu gehen oder fahren soll und ob der Wind günstig steht, um Dünge- und Pflanzenschutzmittel in die richtige Richtung zu pusten.

Der Wind, der Wind, das himmlische Kind, mißbraucht mitunter seine Kräfte. Er knickt Montagekräne wie Streichhölzer und faltet ganz außerplanmäßig Baugerüste zusammen. Der Meteorologe vom Dienst kann die Bauleute in aller Ruhe vorm Sturm warnen.

Die Kapitäne auf hoher See lauschen nicht nur Wind, Wellen und dem Schifferklavier, sondern auch den Funksignalen aus Potsdam. Denn die helfen die Reisezeit verkürzen und Reisekosten sparen.

Aufs Ziepen im Rheumabein horchen nur noch wenige Kraftfahrer. Die Dispatcher in den Transport- und Verkehrsbetrieben hören regelmäßig den telefonischen Wetterbericht. Und sie schicken beispielsweise den Schneepflug etwas eher als die Busse auf die Straße. Das erspart den Fahrgästen die kalten Füße oder gar den Schnupfen.

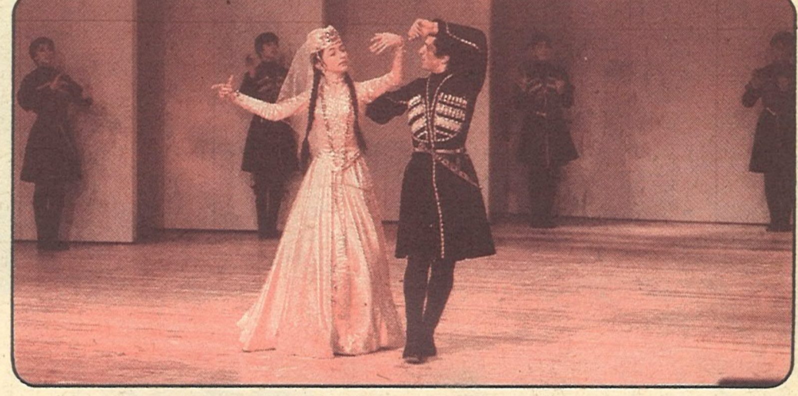
Apropos sparen. In den Gas- und Fernheizwerken werden einige Kohlen weniger nachgelegt, wenn der Meteorologische Dienst im Winter eine warme Strömung voraussagen kann. Bei gleicher Auskunft zur Sommerszeit bevorraten sich die Gaststätten in den Ausflugsgebieten besonders reichlich mit Brause, Bockwurst und Eis.

Das wollen wir jedenfalls hoffen. Potz Blitz!

Katharina Schulze

EIN FEUERWERK AUF SPITZEN

Text: Ralf Kegel
Fotos: Horst Glocke



Im Namen des Ensembles der 45. Spezialschule der Stadt Tbilissi bedanken wir uns bei den Pionieren und FDJlern Berlins für diesen herzlichen Empfang. Wir würden uns sehr freuen, wenn wir Euch auch in unserem Land, in Georgien, wiedersehen würden.
Es lebe die Freundschaft zwischen unseren Pionierorganisationen.

In schwarzgelb abgesetzten oder flammendroten Tscherkessenröcken, mit auffallend verwegen geknoteten Stirntüchern oder zottigen Fellmützen wirbeln zwei Dutzend kleine Solisten aus Tbilissi über die Bühne. Einmalig temperamentvoll drehen sie sich pausenlos zum anfeuernden „Dolitrommelrhythmus" und der ausgelassenen fröhlichen Harmonika, streiten kämpferisch oder werben würdevoll um die Gunst der Mädchen. In hautengen Strumpfstiefeln lösen die meist auf Spitze vorgetragenen mitreißenden Tanzbewegungen an diesem Nachmittag bei den Pionieren wahre Stürme der Begeisterung aus. Von ansteckendem Frohsinn ist der verwegen getanzte „Chewsuruli" oder der reigenähnliche „Chonga". Das getragene Spiel der Bandura und der Salmuriflöte unterbricht nur für Minuten die Drehungen und brillanten Pirouetten. Der malerische Zauber georgischer Bergwelt, reißender Flüsse und ehrfürchtig schneebedeckter Gipfel werden lebendig. Doch schon fesselt den Betrachter wieder das gewandte Umgehen mit den Waffen der alten Hirten sowie das typische Treiben der Volksfeste in und um Tbilissi mit ihren unverwechselbaren Spaßmachern. Niemand kommt dabei zum Träumen. Auf dem Höhepunkt ihrer ungestümen Darbietungen scheint die Bühne zu beben und die anstrengenden Proben vor dem Auftritt sind vergessen. Die Ausdrucksstärke georgischer Tänze, die zündenden Melodien und volle Hingabe der Solisten ist ein einmaliges Erlebnis an Einfallsreichtum und Originalität, das vom georgischen Pionierensemble eindrucksvoll dargeboten wurde.

AUGEN AUF!

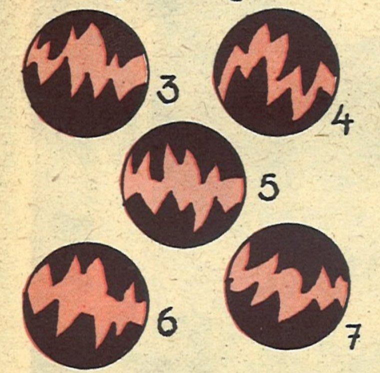


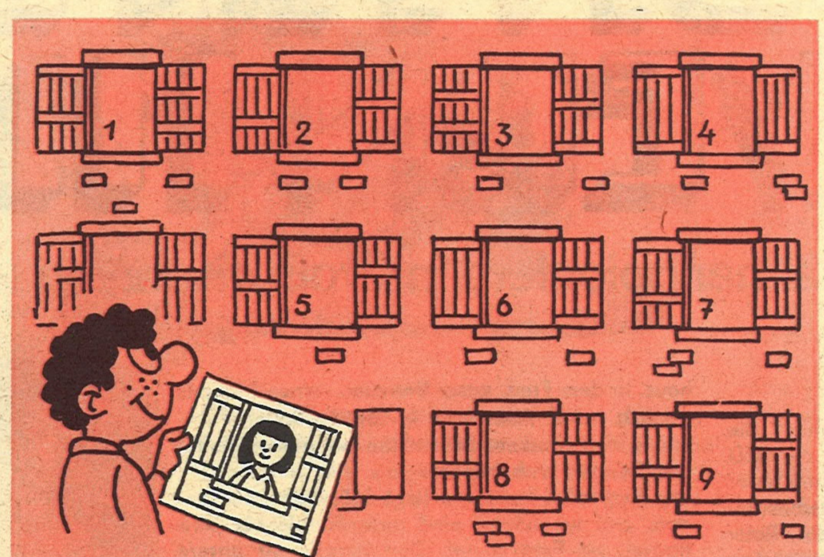
Was ist das?

Ein Raupen-schlepper!



Welche 2 Figuren sind genau gleich?



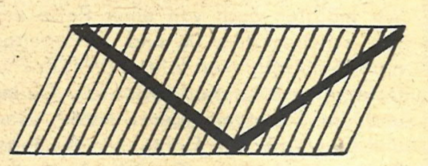


An welchem Fenster hat Karin bei der Aufnahme des Fotos gestanden?

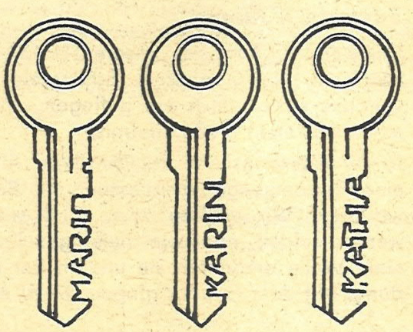
Entdeckst du hier die acht Tiere?



In einem Zuge läßt sich diese Figur nachzeichnen ohne Linien doppelt zu ziehen oder zu kreuzen.

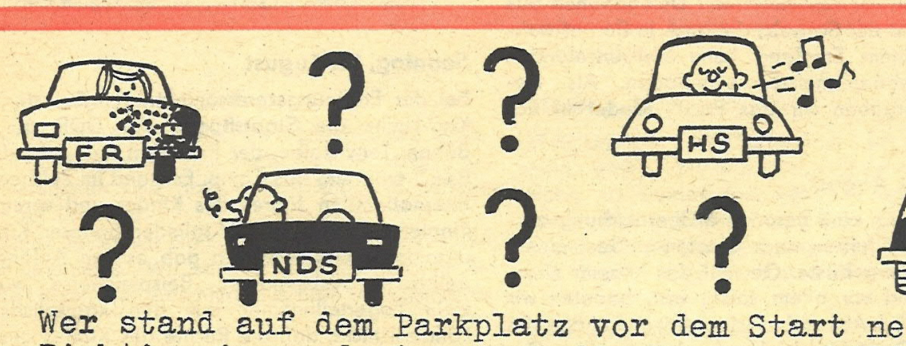


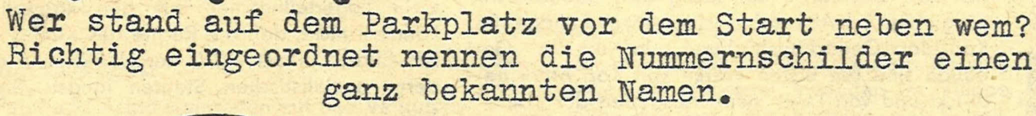
Laßt euch nicht täuschen, die beiden starken Linien sind gleichlang! Bitte, nachmessen!



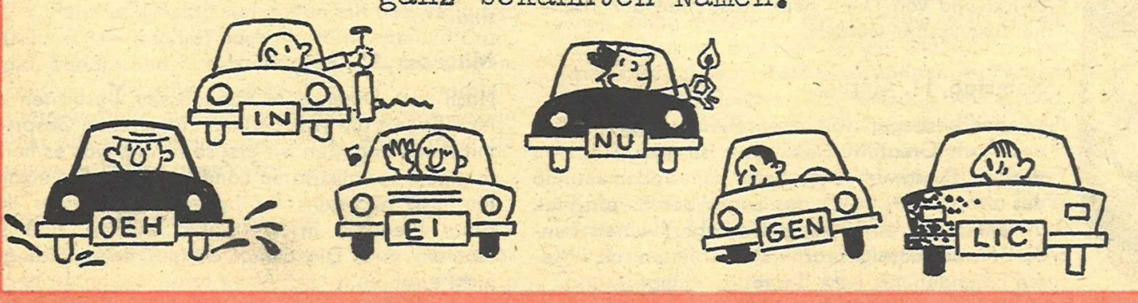
Wem gehören diese Schlüssel?







Wer stand auf dem Parkplatz vor dem Start neben wem? Richtig eingeordnet nennen die Nummernschilder einen ganz bekannten Namen.



Lösungen:
Gleiche Figuren: 3 u. 9 –
Fenster 6 – In einem
Zuge:
Autos:
Fröhlich sein und singen.

DAS BIVI IN DEN MALVERN HILLS



Was vier Thälmannpioniere in Großbritannien erlebten



Liebe „Frösi"-Leser!

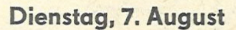
Wir möchten euch von einer Reise erzählen, die uns zwischen dem IX. und X. Parteitag der SED nach Großbritannien führte. (Wir, das waren unser Delegationsleiter Karl-Heinz, der Dolmetscher Per und die Thälmannpioniere Astrid, Claudia, Peter und Sandra.) Auf Einladung der fortschrittlichen Kinderorganisation „The Woodcraft Folk" vertraten wir die Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in einem Zeltlager, an dem dreitausend Kinder teilnahmen. Darunter Delegationen aus 16 europäischen Ländern, sozialistischen und kapitalistischen.

Samstag, 4. August

Um 9.10 Uhr hob sich unsere TU 134 A von der Startbahn des Flughafens Schönefeld ab. Einige von uns waren noch nie geflogen, und das war schon das erste große Erlebnis.

In der Empfangshalle des Heathrow Airport stand eine Riesenmenge von Leuten, die Besucher erwarteten. Wir wußten zwar, daß wir abgeholt werden sollten, aber wie diejenigen finden? Nach einer Weile erkannten sie uns an der Pionierkleidung. Mit dem Gepäck gingen wir zu einem Parkhaus, in dem Fred, unser Betreuer, seinen Minibus geparkt hatte. Aber auch in London haben Fahrstühle ihre Mucken. So mußten wir unsere Koffer vier Treppen hoch tragen.

Der Flughafen Heathrow liegt außerhalb von London, und wir fuhren eine gute Stunde bis New Barnet, wo Fred wohnt. Dort lernten wir unsere Familien kennen, bei denen wir eine Woche bleiben sollten. Es waren Eltern, deren Kinder dem „Woodcraft Folk" angehören. Diese Organisation tritt für Frieden, Entspannung und Abrüstung ein, besteht schon mehr als 55 Jahre und ist über 20 Jahre mit unserer Pionierorganisation befreundet.



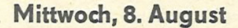
Dienstag, 7. August

Nach dem Frühstück besuchten wir den Highgate-Friedhof. Unsere englischen Freunde trugen ihre grünen Hemden und wir unsere Pionierkleidung. Am Grabmal von Karl Marx legten wir Blumen nieder. Auf dem Denkmal steht in goldener Schrift: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Dem Schöpfer der wissenschaftlichen Weltanschauung der Arbeiterklasse sagten wir mit unserem Pioniergruß Dankeschön!



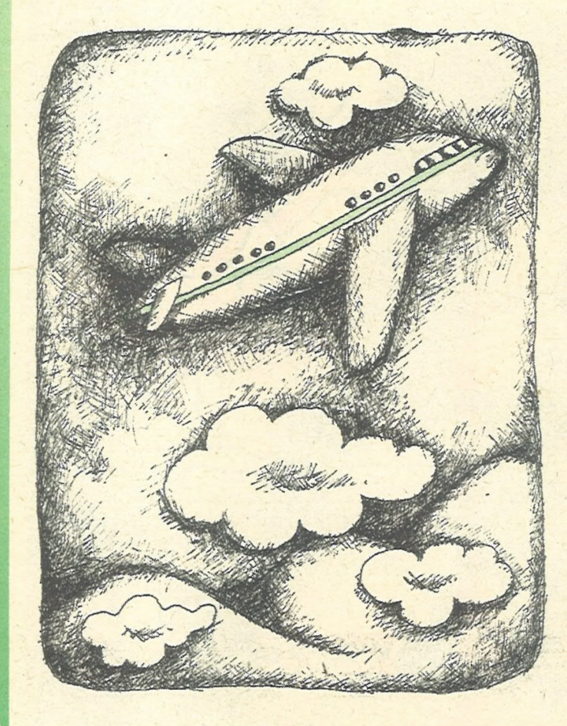
Mittwoch, 8. August

Heute waren wir zusammen mit Delegationen aus der BRD und der Schweiz, die auch in Barnet wohnen, zu einem Empfang beim stellvertretenden Stadtbezirksbürgermeister eingeladen. Als Geschenk übergaben wir das Buch „Kinder in der DDR".



Freitag, 10. August

Fred hatte sich eine besondere Überraschung ausgedacht: Wir fuhren nach Clacton-on-Sea, einem Seebad an der Küste. Obwohl das Wasser ziemlich kalt und vor allem salzig war, badeten wir ausgiebig. Am Abend besuchten wir in London die Karl-Marx-Gedächtnisbücherei. In diesem Gebäude sind die ersten Werke von Karl Marx gedruckt und von Lenin neun Ausgaben der „Iskra" herausgegeben worden.



Samstag, 11. August

Wieder bestiegen wir einen Reisebus. Er brachte uns nach Great Malvern, das ist eine Stadt im Westen Englands. Dort hatte ein Vorkommando des „Woodcraft Folk" das Lager bereits errichtet. In jedem der 30 Villages (Teillager) waren hundert Kinder untergebracht. Wir wohnten mit unseren Freunden aus New Barnet im Village 1.

Sonntag, 12. August

Bei der Eröffnungszeremonie trugen Claudia und Karl-Heinz die Staatsflagge der DDR auf die Bühne. Tony Raine, der Präsident des „Woodcraft Folk", eröffnete das Camp. Es stand im Zeichen des Internationalen Jahres des Kindes und vereinigte Pioniere, Falken und Mitglieder anderer Kinderorganisationen. Natürlich gab es von Anfang an politische Diskussionen. Beispielsweise wußten viele Lagerteilnehmer aus den kapitalistischen Ländern nicht, daß die Rechte des Kindes aus der UN-Charta in der DDR, der UdSSR und den anderen sozialistischen Staaten längst verwirklicht sind.

Mittwoch, 15. August

Nach dem Diner, dem Abendessen, besuchten wir im Village 8 die Westberliner Pioniere. Im Gespräch mit ihnen begriffen wir erst so richtig, was es heißt, in einem sozialistischen Land zu leben. Sie erzählten uns, höchstens ihr bester Freund oder ihre beste Freundin in Westberlin wüßten, daß sie Pioniere sind. Die Lehrer dürften das gleich gar nicht erfahren.



Circle, dem Appell, erzählte Karl-Heinz den englischen Kindern über Leben und Kampf Ernst Thälmanns. Wir sangen „Spaniens Himmel", und Claudia überreichte dem Teillagerleiter John Pedley eine Bildmappe „Ernst Thälmann".

Sonntag, 19. August

Um 15.00 Uhr begann das Konzert. Als wir auf der Bühne standen, pfiffen und klatschten unsere Freunde aus Village 1 am lautesten, um uns Mut zu machen. Den hatten wir jetzt auch nötig. Denn wenn man vor 3 000 Zuschauern singen soll, läuft es einem kalt über den Rücken. Außerdem waren wir ja bloß vier „Sänger" und gegenüber anderen Delegationen, die ganze Kulturgruppen mitgebracht hatten, einfache Amateure. Aber alles ging glatt, und wir bekamen viel Beifall.

Das schönste Erlebnis stand uns jedoch an diesem Tag noch bevor. Das BIVI! Was das ist? Also aufgepaßt: Gegen 22.00 Uhr brachen wir zusammen mit den Venturers auf. Jeder hatte eine Schaumgummimatte, einen großen Plastsack und seinen Schlafsack im Gepäck. Wir wanderten ungefähr zwei Stunden den Malvern Hills, einer Bergkette, entgegen. Unter einem großen Baum breiteten wir die Plastsäcke aus, legten die Matten darauf und krochen in unsere Schlafsäcke. Es war eine schöne klare Nacht, und ausnahmsweise regnete es einmal nicht.

Donnerstag, 16. August

Am Vormittag waren wir im Musikzentrum angemeldet. Zusammen mit englischen, französischen, schwedischen und italienischen Gruppen sangen wir auf Tonband.

Abends hatten wir ein Freundschaftstreffen mit den Leninpionieren. Wir sangen russische und englische Lieder. Zum Abschied tauschten wir Geschenke aus.

Freitag, 17. August

Per, Peter und Astrid wanderten mit den Venturers (Kühne, 14–16 Jahre) nach Malvern, während Claudia, Sandra und Karl-Heinz unsere Ausstellung im Zentrum „Menschen anderer Länder" anbrachten. Diese erzählte mit Bildern und englischen Texten über unsere Heimat, die DDR. Wir hatten sie schon zu Hause angefertigt.

Samstag, 18. August

Am 35. Jahrestag der Ermordung Ernst Thälmanns gedachten wir unseres Vorbildes. Beim Morning

Montag, 20. August

Morgens um 3.30 Uhr wurden wir geweckt. Auf ging's wieder! Wir erkletterten den Berg, an dessen Hang wir übernachtet hatten. Oben angelangt, gab es erst einmal Tee und Keks. Dann sahen wir den Zweck unserer Bergsteigerei: Die Sonne ging auf. Sie war rotglühend und stieg schnell höher.

Dienstag, 21. August

Heute war also Tag der DDR. Nach dem Morning Circle zeigten wir unseren Freunden im Village unser Kulurprogramm. Wir ernteten viel Beifall. Dazu hatten wir einen Koffer voll Material mitgebracht: Bastel- und Ausschneidebögen. Außerdem Kleber, Pinsel, Farben. Der Andrang war enorm, und gegen Mittag lief das ganze Village mit ABC-, Trommel- und FRÖSI-Mützen herum.

Nach dem Lunch begannen wir, ein „DDR-Diner" zuzubereiten. Wir hatten uns aus Mangel an Bockwürsten für „Hot dogs", das sind kurze englische Würstchen, Kartoffelsalat, Gurkensalat und süße Quarkspeise entschieden. Und das für 100 Mann! Die Würste und der Kartoffelsalat gerieten uns recht gut. Doch der Gurkensalat! Zuerst waren nur fünf Gurken da, dann wurden nochmal fünf aufgetrieben. So bekam jeder gerade ein Kosthäppchen. Auch mit der Quarkspeise gab es eine Panne. Wir vergaßen, den Quark schaumig zu schlagen, und verrührten ihn gleich mit Fruchtsirup und Bananenstücken. Das sah schlimm aus, lauter rosa Quarkkügelchen, schmeckte aber nicht schlecht. Unsere Freunde begeisterten sich so für das DDR-Essen, daß für uns fast nichts übrigblieb.

Donnerstag, 23. August

Unser vorletzter Tag im Camp brach an. Wir fuhren mit dem Bus nach Hereford, einer mittelalterlichen Stadt. Nach einem Picknick im Freien streiften wir durch die Geschäfte. In einem Spielzeuggeschäft sahen wir ein Henkerspiel sowie Modelle faschistischer Panzer, Flugzeuge und Kriegsschiffe. Wir befanden uns eben in einem NATO-Staat ...

Freitag, 24. August

Mit der Abschlußzeremonie wurde das Lager offiziell beendet. Diesmal trug Peter unsere Staatsflagge auf die Bühne. Und am Abend wurden bereits die ersten Zelte abgebaut. Wir trafen uns mit unseren Freunden des „Woodcraft Folk" noch einmal im Marquee, dem Hauptzelt. Zum Village-Farewell, dem Abschiedsabend.

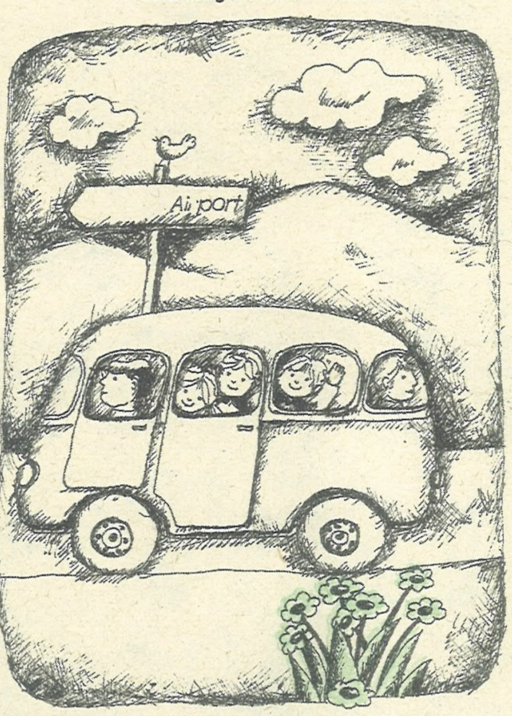
Sonntag, 26. August

Heute hieß es früh aufstehen. Fred fuhr uns in seinem Minibus zum Flughafen. Mit einem herzlichen Dankeschön für die große Mühe, die sich Fred und die anderen mit uns gegeben hatten, verabschiedeten wir uns.

Aus den Tagebüchern der Thälmannpioniere Astrid Röben und Sandra Vogler.

Zusammengestellt und nach eigenen Tagebuchnotizen ergänzt von Karl-Heinz Räppel.

Zeichnungen: Heidi Fritzsche



Zum Abschluß der Diskussion



Es hat mir sehr viel Spaß gemacht, alle eure Post zu lesen. Mein großes Kompliment, ihr jungen Philosophen-Kolleginnen und -Kollegen: Prüfung durchweg bestanden!

Wenn ich mir's so recht überlege, hätte ich gar keine so lange Abhandlung zu schreiben brauchen. Denn niemand gab auf Birgits Frage eine bejahende Antwort. Es schien alles klar zu sein. „Quatsch", schrieben sogar einige Leser, „sich solche Fragen zu stellen." Daß hinter dieser Frage aber ein Erkenntnisproblem steckt, darf man nicht übersehen. Also – Quatsch ist es nicht. Natürlich, wenn wir diese Frage auf naheliegende Dinge beziehen, dann dürfte kaum ein zweifelndes „Aber?" aufkeimen. Das Auto, das ich sehe und anfassen kann und das mich schnell von einem Ort zum anderen befördert, das existiert – wer kommt da wohl auf den Gedanken, seine Existenz in Abrede zu stellen? Das Auto ist so wirklich wie die Tatsache, daß man sich den Mund verbrennt, wenn die Milch zum Abendbrot nicht genügend abgekühlt wurde. Alle Leser – Holger Roloff aus Rostock und Mirko Kunz aus Karl-Marx-Stadt, Mario Förster aus Oschatz und Jana Rüdiger aus Anklam möchte ich nur herausgreifen, unmöglich kann ich alle Namen nennen – haben diesen Ausgangspunkt richtig gesehen. Eine weitere Gruppe von „Frösi-"-Philosophen legte „noch einen Stein drauf". Sie begnügten sich nicht mit dem einfachen Gegenstand, den man vor sich liegen sieht und dessen Vorhandensein recht einfach nachprüfbar ist. Sondern sie überlegten, ob es Situationen gibt, wo die Sache mit der Wahrnehmung der Wirklichkeit komplizierter ist. Birgit Schönfeld aus Warnow brachte das hübsche Beispiel mit dem roten Fleck auf dem weißen Papier, der uns auch dann noch erscheint, wenn er bereits entfernt worden ist – vorausgesetzt, wir haben vorher genügend lange auf diesen Fleck „gestarrt". Christine Henning aus Stretense verwies auf die Sinnesorgane mancher Tiere, die ganz anders beschaffen sind als die menschlichen. Gewiß nehmen diese Tiere die Welt anders wahr als die Menschen – das bezieht sich natürlich wiederum nicht auf alles, was existiert. Ein Hindernis auf dem Wege wird vom fliehenden Hasen genau so gesehen wie vom ihm folgenden Hund und vom Jägersmann. Aber Fledermäuse zum Beispiel können Töne wahrnehmen, die weit jenseits des menschlichen Hörvermögens liegen. Also – der Mensch nimmt mit seinen Sinnesorganen nicht alles wahr, was existiert. Und es kommt auch vor, daß er sich bei dem, was er wahrnimmt, irrt. Dafür hatte ich einige Beispiele aufgeführt. Olaf Quasdorff aus Eisleben hat mich wohl ein wenig mißverstanden, wenn er schreibt, daß es in dem Artikel geheißen habe, „... daß man die Welt nicht richtig sehen kann". Oho – das habe ich nicht behauptet! Sondern ich hatte geschrieben, daß man sich nicht immer darauf verlassen kann, ob es in Wirklichkeit so ist, wie man es sieht.

Und da möchte ich doch noch einmal unterstreichen, für welchen Lebensbereich die von Birgit Lorenscheidt gestellte Frage vor allem wichtig ist – nämlich für die Wissenschaft! Im täglichen Leben kann man sich sogar oft darüber belustigen, wenn jemand behauptet, es ist gar nicht immer so, wie man es sieht. Die Wissenschaft kann nicht dabei stehenbleiben, daß sie nur registriert, was man sehen und beobachten kann. Überlegt doch mal – wäre die Physik jemals dahinter gekommen, daß alles, was um uns herum existiert, aus kleinen „unsichtbaren" Bausteinen, den Atomen, zusammengesetzt ist, wenn man nur registriert hätte, was man beobachtet? Ein Atom kann man ja nun wirklich nicht so im täglichen Leben beobachten. Die Frage, ist die Welt wirklich so, wie sie uns erscheint, ist für jede Wissenschaft wichtig. Dabei kommt nun nicht heraus, daß die Welt ganz anders ist, als sie uns erscheint. Aber die Wissenschaft mit ihren Methoden bekommt weit mehr über diese Welt heraus, als man normalerweise sehen und wahrnehmen kann. Ein ganz wichtiges Mittel dazu ist die Theorie.

Sehr schön hat das Antje Hofmann aus Löbau gesehen, wenn sie auf die Entdeckung des Periodischen Systems der Elemente durch den berühmten russischen Wissenschaftler D. I. Mendelejew verweist. Die Älteren unter den Lesern haben es gewiß schon in der Schule behandelt – ich will den für unsere Diskussion wichtigen Gesichtspunkt noch einmal herausgreifen. Zur Zeit Mendelejews vor rund einhundert Jahren waren von den über einhundert Elementen (den Grundbausteinen der irdischen und wohl auch kosmischen Materie), die es gibt, eine ganze Anzahl noch nicht bekannt. Sie hatte noch niemand entdeckt. Indem Mendelejew die bereits bekannten Elemente nach ihren Eigenschaften ordnete, sah er, daß jeweils 5 bis 10 Elemente irgendwie zusammenpaßten, recht ähnliche Eigenschaften hatten. Chlor, Brom und Jod paßten gut zusammen, aber auch Natrium und Kalium usw. Einige dieser Gruppen waren recht umfangreich, andere aber recht klein. Mendelejew schlußfolgerte, daß diese kleinen Gruppen nur deshalb



Zeichnungen: Richard Hambach

so klein seien, weil die Wissenschaft noch nicht genügend Elemente, die zu diesen Gruppen gehören, entdeckt hat. Und so setzte er kühn in diese Lücken seines Systems die noch unbekannten Elemente ein – das Skandium, das Germanium, das Gallium usw. Oder, anders ausgedrückt, er sagte die Existenz von diesen Elementen voraus! Und er hatte recht. Nach und nach entdeckte die Wissenschaft die von Mendelejew vorausgesagten Elemente und noch einige mehr.
Dieses Beispiel ist für unsere Diskussion sehr lehrreich. Denn hier hatte sich ein Wissenschaftler etwas „eingebildet", was es dann tatsächlich gab! Natürlich war das keine grundlose Einbildung – denn es verging lange Zeit, ehe Mendelejew auf diese Idee kam, wie man die bekannten Elemente ordnen kann. Eine solche Ordnungs-Idee nennt man Theorie. Und Theorien „sieht" man nicht, sie gibt es in der Wirklichkeit nicht. Theorien sind das Ergebnis angestrengten Nachdenkens von Wissenschaftlern. Sie sind das Ergebnis von „Einbildungskraft"! Hoi – ist Einbildungskraft gar etwas Gutes? Und jetzt sehe ich schon, wie mein kritisches Leserpublikum die Stirne runzelt: Hat das alles noch etwas mit der gestellten Fage zu tun, ob alles, was man sieht und wahrnimmt und denkt, nur Einbildung ist?
Natürlich! Denn diese Frage bezieht sich darauf, wie die beiden Erkenntniskräfte des Menschen zusammenwirken. Die eine Erkenntniskraft des Menschen liegt in seinen Sinnesorganen. Ohne die ist Erkenntnis so gut wie unmöglich. Die andere Erkenntniskraft des Menschen liegt in seinem Denkvermögen. Damit nur – und nur mit Hilfe des Denkens! – kann der Mensch sich Gedanken machen auch über das, was es noch nicht gibt oder über das, was den Sinnen verborgen ist. Und dieses „sich Gedanken machen" ist das Wichtigste an der Wissenschaft. Die Wissenschaft heute braucht viele Ideen, schöpferisches Denken und darauf fußende Einbildungskraft. Haben Marx und Engels gewußt, wie der Sozialismus-Kommunismus aussehen wird? Nein, und sie konnten davon seinerzeit auch nichts sehen. Aber sie konnten sich darüber auf der Grundlage ihrer Theorie einiges „ausdenken".

Schöpferische Einbildungskraft – das ist ein Blick in die Zukunft auf der Grundlage einer Theorie. Muß das immer richtig sein? Keineswegs! Deshalb werden solche Vermutungen und Ideen auch stets durch die Praxis überprüft. Fällt die Prüfung positiv aus, ist die Idee bewiesen. Die Idee von Marx und Engels, daß die Menschen auch ohne Ausbeutung leben können, wurde durch die Praxis in den sozialistischen Ländern bewiesen.

So – und nun noch einmal eine knappe Zusammenfassung:

1. Was wir Menschen sehen, fühlen, hören und riechen, hat seine Grundlage in der Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit existiert auch, ohne daß der Mensch sie wahrnimmt. Auch das Denken fußt auf der Wirklichkeit und auf den Sinnesempfindungen des Menschen von dieser Wirklichkeit.

2. Wir können uns recht merklich irren, wenn wir uns nur auf unsere Sinnesorgane verlassen. Erkenntnis darf sich nicht nur auf die Sinnesorgane gründen. Sie verlangt die Aufdeckung des Wesentlichen, Gesetzmäßigen. Das aber ist der Sinneswahrnehmung verborgen.

3. Das Denken ist in der Lage, sich von der unmittelbaren Bindung an die Wirklichkeit freizumachen. Worüber man nachdenkt, das muß man nicht auch gleichzeitig sehen und fühlen. Diese Fähigkeit des Denkens macht es möglich, daß man Teile des Wirklichen verbindet, die in Wirklichkeit nicht verbunden sind. So gibt es in der Natur bekanntlich keine Plaste und Kunststoffe. Aber die Bestandteile dieser Kunststoffe existieren auch vorher. Ihre Verbindung in der chemischen Synthese folgt einer Theorie. Die Fähigkeit des Denkens, Bestandteile der Wirklichkeit unterschiedlich zu kombinieren, ist die Grundlage der Wissenschaft.

4. Das Denken kann ebenfalls irren. Schöpferische Einbildungskraft kann zu richtigen Theorien führen, aber auch zu krassen Irrtümern. Das darf aber kein Grund sein, nun auf das Denken verzichten zu wollen! Der Irrtum gehört mit zur Wissenschaft, weil er die Wurzel für neue, bessere Erkenntnis ist. Die Probe, ob eine Theorie richtig oder unrichtig ist, wird durch die Praxis gemacht. Die Probe darauf, ob man einen guten Pudding gekocht hat, ist allemal das Essen – wie Friedrich Engels sagte.

5. Die ganze gesellschaftliche Entwicklung zeigt, daß der Mensch in Wissenschaft und Praxis Wege gefunden hat, um Erkenntnis von Irrtum zu unterscheiden. Der Sozialismus braucht viele Ideen und schöpferisches Denken zum Wohle aller Menschen.

Nun bildet euch aber nicht ein, daß Ihr von allen Irrtümern verschont bleiben werdet. Wer sich noch nicht gründlich geirrt hat, weiß gar nicht, wie wohltuend eine richtige Einsicht ist. Und der bleibt auch mit den Füßen auf dem Teppich, wie man so sagt. Macht weiter so und denkt über alles gründlich nach!

Euer Professor Mocek

Die goldene Spur

Es war im Winter des Jahres 1959. Gemeinsam mit vielen anderen sportbegeisterten Jungen zog ein gutgebauter 7jähriger Steppke zur Pionierschanze in Oberwiesenthal, kletterte zum Anlauf, sprang mutig ab und stürzte. Der Junge war Ulrich Wehling. Sein erster Sprung von einer Schanze – ein Sturz – hielt ihn natürlich nicht davon ab, weiter fleißig zu trainieren, zu springen, zu laufen. Doch der Weg zur Krone des Skisports war lang und beschwerlich . . .

Vielseitigkeit

Die Nordische Kombination, der sich Uli Wehling mit ganzer Hingabe verschrieb, wird stets als die Krone des Skisports bezeichnet. Ähnlich dem Zehnkämpfer in der Leichtathletik verlangt die Kombination vom Sportler unwahrscheinliche Vielseitigkeit. Denn: Skisprung und Skilauf sind zwei grundverschiedene Disziplinen. Das Springen verlangt vor allem Mut und Risikobereitschaft, Schnellkraft und Explosivität, das Laufen Ausdauer und Zähigkeit, Willenskraft und Selbstüberwindung. Wer das alles hat und sich in jeder Trainingsstunde neu erwirbt, kann auch in der Nordischen Kombination erfolgreich sein.
Doch Uli Wehling ging nicht sofort in die Kombinationsspur. In der 4. Klasse wurde er DDR-Meister in den alpinen Skidisziplinen. Er spurtete erfolgreich bei der „Kleinen Friedensfahrt", wurde Schulmeister im Tischtennis, holte sich bei den Leichtathletikkreismeisterschaften viele Medaillen, siegte beim Crosslauf. Diese Vielseitigkeit war wohl der Grundstein für seine Laufbahn als Kombinierter. 1968 wurde er dreifacher Spartakiadesieger, 1965 belegte er Platz 2 beim traditionsreichen „Trommel"-Pokalsprunglauf auf Kunststoffmatten, wiederholte 1970 seinen Spartakiadesieg in der Nordischen Kombination, die dann seine große Liebe werden sollte.

Der erste Streich

Die Spur führte den 19jährigen Oberschüler 1972 ins ferne, winterliche Japan. Sapporo war der Austragungsort der Olympischen Winterspiele. Spartakiadesieger und Juniorenneuropameister war Uli damals. Kein Grund für die Favoriten und den erfahrenen Finnen Rauno Miettinen, unruhig zu werden. Doch es kam alles ganz anders. Unbekümmert ging Uli Wehling an seine Aufgabe heran, kämpfte tapfer und siegte verdient. Einen solch jungen Olympiasieger hatte es zuvor in der Kombination nicht gegeben.

Ein zweiter Streich

Meister werden ist sehr schwer, doch Meister bleiben um so mehr. Auch Uli Wehling bekam das zu spüren, blieb von Rückschlägen und Verletzungen nicht verschont. Doch Uli zeigte sich als ein wahrer Meister, als würdiger Olympiasieger. Allein in der Saison 1974/75 konnte er von 13 großen Wettkämpfen 11 gewinnen. Nur beim Länderkampf mit den Sportlern aus Polen und der CSSR wurde er Zweiter, beim vorolympischen Test in Innsbruck-Seefeld Dritter. Ein gutes oder ein schlechtes Omen für Wehlings zweiten Olympiastart?
Am 8. und 9. Februar 1976 war es im österreichischen Wintersportzentrum Innsbruck soweit. Erst einem Athleten, dem Norweger Johan Gröttumsbraaten, war es bis dahin gelungen, zweimal bei Olympia die Kombinationskrone zu erringen. 1928 und 1932 war der Norweger siegreich. Nach den Tagen von Innsbruck hatte die olympische Geschichte einen weiteren doppelten Kombinationssieger. Sein Name: Ulrich Wehling.

Sein dritter Streich

Zweimal olympisches Gold, Weltmeister und viele DDR-Meistertitel – was wollte Uli Wehling noch mehr?
Ein dritter Platz bei den Weltmeisterschaften in Lahti 1978 gab Uli neuen Schwung. „Dieser dritte Platz ist für mich wie ein Sieg. Er gab den Ausschlag, daß ich mich entschloß, noch bis zu Olympia 1980 weiterzumachen", meinte Uli damals. Und er machte weiter.
Alles konzentrierte er auf zwei Tage – den 18. und 19. Februar 1980 in Lake Placid (USA). Viele bekannte Athleten aus fast allen traditionellen Wintersportländern, besonders die Skandinavier, waren in die Spur gegangen, um Uli Wehling, den Skikönig, von seinem Thron zu stürzen. Mehr als am Thron zu rütteln, vermochten sie aber alle nicht. Uli Wehling erwies sich erneut als der Beste der besten Kombinierten. Dreifacher Olympiasieg in der Krone des Skisports! Viele Jahre werden vergehen, bis vielleicht wieder einmal ein Athlet diese außergewöhnliche Leistung erreichen kann.
Hoffen wir, daß einer der erfolgversprechenden jungen Sportler der DDR-Kombinierten in seine Goldspur tritt . . .

Michael Jahn

Foto: H. P. Beyer

Ulrich Wehling – der „König" der Wintersportler. Genosse, FDJler, Olympiasieger.

„Die politischen Gespräche und Auseinandersetzungen über die Einheit von Wort und Tat bei jedem Freund in der FDJ haben meinen politischen Horizont geweitet. Und immer wieder waren es erfahrene Genossen, die uns mit Rat und Tat zur Seite standen. Dieses enge Vertrauensverhältnis von Partei und Jugendverband führte bei mir zu der Erkenntnis, daß die Ziele der SED meine Ziele sind. So wurde ich 1974 Mitglied der Partei."
(Ulrich Wehling auf dem X. Parlament der Freien Deutschen Jugend im Juni 1976)

Miniaturblätter

Zum Bild des Monats

„Sein Mut und seine Kühnheit waren von der Art, daß er rasende, brünstige Elefanten besteigen und mörderische Elefanten zum Gehorsam bringen konnte ... Er begab sich auf eine Mauer oder einen Baum, in dessen Nähe der Elefant, der seinen Führer getötet oder sich von der Kette losgerissen hatte, vorbeikam, und indem er sein Vertrauen auf Gottes Gnade setzte, warf er sich auf seinen Rücken, und durch das bloße Besteigen brachte er ihn unter Kontrolle und zähmte ihn. Das wurde wiederholt beobachtet."

So schreibt der indische Mogulkaiser Jahangir in seinen Erinnerungen über seinen Vater Akbar, der auf unserer Miniatur als jugendlicher Kaiser mit seinen Ministern bei der Erledigung von Staatsgeschäften gezeigt wird. Sie sitzen unter einem Sonnenzelt auf einem Podest und sind in Gesellschaft von Dienern und Musikanten in einem Garten in bergiger Landschaft dargestellt. Dieses Miniaturblatt, das in einer Art Wasserfarbentechnik gemalt wurde, ist von einem sorgfältig verzierten Rand umgeben. Wir erkennen eine silberne Blattranke mit goldfarbenen Blüten auf einem dunkelblauen Untergrund. Es gehörte zu einem Bilderalbum der kaiserlichen Bibliothek. Obwohl unsere Miniatur zwar nicht in einen bestimmten Text zur Erläuterung eingefügt war – wozu ja die Miniaturmalerei ursprünglich gedient hat – so bezieht sie sich aber auf eine historische Tatsache. Kaiser Akbar, der 1542 geboren wurde, war noch sehr jung, als er im Jahre 1556 seinen Vater Humayun verlor und dadurch den Thron erbte. Er bemühte sich, das Reich zu vergrößern und die Herrschaft in Indien auszudehnen; denn der erste Moghulkaiser Babar (Akbars Großvater) stammte aus Zentralasien und hatte sich ein Reich im weiten Land Indien erobert. Um seinen Bestand zu sichern, brauchte Akbar nicht nur ein starkes Heer und Reformen in der Staatsverwaltung, sondern auch Verständnis für die Inder, die das Land bewohnten.



„Seidenschwanz und Iris", Indische Miniatur, 17. Jh.

„Vina-Spielerin", Indische Miniatur, 17. Jh.



Fotos: Islamisches Museum der Staatlichen Museen zu Berlin

Kaiser Akbar, der bereits als Prinz durch seinen Vater die Kunst lieben lernte, ließ nicht nur große Bauwerke errichten, sondern auch zahlreiche Bücher abschreiben, sammeln und mit Miniaturbildern schmücken, in denen Heldengeschichten aus der Vergangenheit und auch seine eigenen Taten dargestellt waren.
In großen Werkstätten wurden indische und persische Maler beschäftigt sowie Kunsthandwerker, Vergolder, Linienzieher und Seitenzähler. Wöchentlich wurden die Arbeiten dem Kaiser vorgelegt, der dann Belohnungen austeilte.
Mehr als hundert Maler gelangten zu großer Berühmtheit. Unter der Herrschaft des Kaisers Jahangir, der von 1605 bis 1627 regierte, und der sich zu einem außerordentlichen Kunstliebhaber und Kenner heranbildete, wurde die Miniaturmalerei noch weiter verfeinert. Er ließ außer den Bildern vom höfischen Leben viele interessante Dinge malen, darunter auch zahlreiche Pflanzen und Tiere abbilden. In dieser Zeit entstand auch die Miniatur, auf der in ungewöhnlicher Feinheit der „Seidenschwanz" neben einer Irisstaude dargestellt ist. Etwas später beschäftigte man sich auch mehr mit indischer Wissenschaft und Kultur – wie die andere Miniatur der „Todi Ragini", einer bildlich dargestellten musikalischen Stimmung, zeigt. Ein Mädchen spielt ein altes Saiteninstrument, die Vina. Das Bild verkörpert eine zarte und liebevolle Weise des frühen Morgens.
Diese beiden Miniaturen sind ebenfalls Blätter, die zu Sammelalben gehörten. Auf ihren Kehrseiten zeigen sie, meist genauso eingefaßt wie die Miniatur, Schriftproben mit Versen und Gedichten von berühmten Meistern der Schönschreibkunst, der Kalligraphie, in persischer Sprache. Das Islamische Museum der Staatlichen Museen zu Berlin besitzt etwa 450 solcher Albumblätter aus Indien.

Regina Hickmann

DAS ROTE HERZ

TEIL II

Der Gerichtsprozeß

Text: Jürgen Polzin Zeichnungen: Günter Hain



1. An einem Herbstabend des Jahres 1906 sitzt der Vorstand der Bäckerinnung zusammen. „Jetzt hetzen die Rotzbengels sogar in ihrer Zeitung gegen uns", poltert Bäckermeister Kabuffke. „‚Die arbeitende Jugend' heißt ihr Käseblatt. Hier steht es – Ehrentafel der Arbeitgeber! Da werden Meister genannt, die angeblich ihre Lehrlinge mißhandeln. Zwei von uns sind auch dabei."



2. „So, Mauz, hier hast du Milch." Zärtlich streichelt Robert dem Kater über das Fell. Der gehört zur Bäckerei, aber außer Robert kümmert sich niemand um ihn. Robert sieht interessiert zu dem Fenster hoch. Die Stimmen der Meister sind zu hören. Die reden ja über uns, durchzuckt es Robert. Da muß Helmut her!



3. Meister Kabuffke liest aus der Bittschrift: „Endunterzeichnete Vorstandsmitglieder der Bäckerinnung fordern, die Lehrzeit um ein halbes Jahr zu verlängern. Als Ausgleich für die 4 bis 6 Arbeitsstunden, die wöchentlich durch den Besuch der Fortbildungsschule verlorengehen."



4. „Hast du das gehört?" flüstert Helmut Robert zu: „Den Meistern tun die paar Stunden leid, die wir in der Fortbildungsschule hocken." „Aber das ist doch abends", wundert sich Robert. „Genau", bestätigt Helmut, „nachdem wir schon zwölf Stunden in der Backstube geschuftet haben." „Hör mal, geheim soll es bleiben!" „Das werden wir ihnen versalzen!"



5. Als der Altgeselle Wilhelm aus der Backstube tritt, stutzt er: Wer hat denn die Leiter da stehenlassen? Vorsichtig steigt er die Leiter hoch. Da faßt er in etwas Weiches. Fauchend springt ihm der Kater Mauz ins Gesicht. Wilhelm verliert das Gleichgewicht. Hinkend und fluchend verschwindet er in der Backstube.



6. Der Meister ist wütend. „Da hat einer nicht dicht gehalten. Hier steht's: ‚Bäckerinnung will Lehrzeit verlängern'!" Er fährt mit dem Finger die Zeilen entlang. „Hier! – ‚Antwort des Lehrlingsvereins: Tagesunterricht an der Fortbildungsschule!'"
„Na", mutmaßt Wilhelm, „da hat unser Helmut doch auch die Pfoten mit drinne." Der Meister überlegt: „Den krieg ich!"

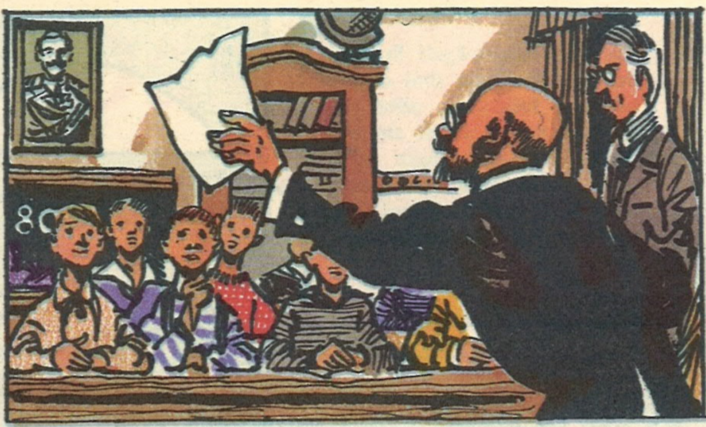


7. Der Meister hat Helmut beiseite genommen. „Wie lange bist'n schon bei mir?" fragt er. „Ostern werden es vier Jahre, Meister." „Ich ernenne dich hiermit zum Gehilfen von Wilhelm!" Helmut ist überrascht. „Kriegst auch 'ne Zulage. Hier!" Er drückt ihm ein Geldstück in die Hand. „Danke, Meister!" Lauernd fügt er hinzu „Ich hoffe, du weißt jetzt, was du zu tun hast!" „Das weiß ich genau, Meister!"



8. „Ich kann es einfach nicht glauben, Mauz", schüttelt Robert betrübt den Kopf. „Aber ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie der Meister ihm das Geld gegeben hat." Er muß schlucken. „Und dann hat der Alte was von Vertrauensstellung gesagt. Und Helmut?" Er winkt ab. „Hat das Geld genommen."





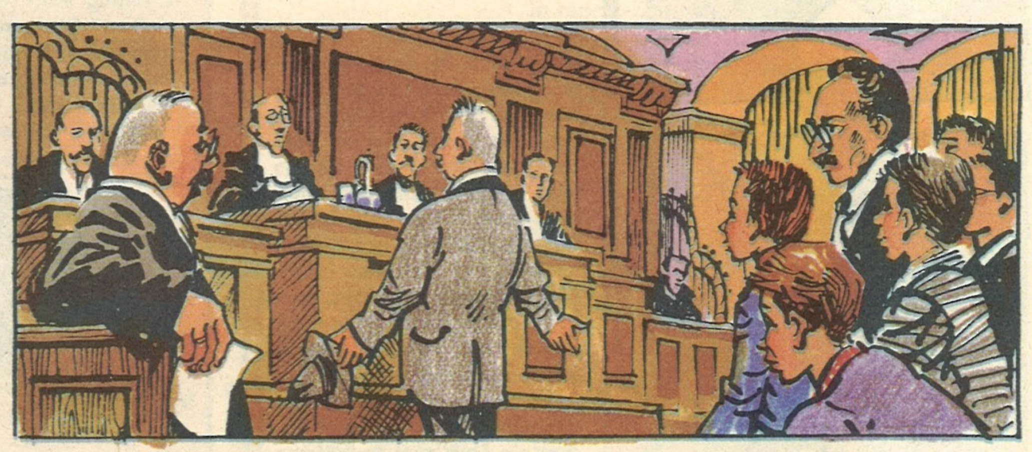


9. Plötzlich steht Helmut in der Tür. „Was machst du denn noch hier?" Robert sagt bitter: „Der Herr Gesellengehilfe waltet schon seines Amtes! Ich habe alles gesehen und gehört!" trumpft Robert auf. „Hast doch gesagt, du weißt genau, was du zu tun hast!" „Das weiß ich auch", lacht Helmut. „Von dem Geld kaufen wir Papier für Flugblätter!"

10. „Das ist Aufruhr!" tobt der Rektor der Fortbildungsschule und schwenkt ein Flugblatt in der Hand. „Seit wann haben halbwüchsige Burschen Forderungen zu stellen? Über euer Wohl wachen berufene Vertreter des Handwerks!" Er trippelt auf die erste Bankreihe zu: „Wovon bezahlt ihr das Geschmiere überhaupt, wenn's euch angeblich so schlecht geht?" Antwort heischend blickt er von einem zum anderen: „Kann's mir schon denken, habt irgendwas gestohlen."

11. Helmut springt auf. „Das Papier habe ich gekauft, hier ist die Quittung." „Und woher stammt das Geld?" „Das hat mir mein Meister gegeben. Gedruckt worden sind die Flugblätter nach Feierabend."





12. „Eine Schlange habe ich an meinem Busen genährt!" jammert Bäckermeister Kabuffke. Dann gerät er in Wut: „Behauptet der Schuft, ich hätt' ihm das Geld für die Schmierblätter gegeben!" Helmut will etwas sagen, doch der Meister herrscht ihn an: „Halt bloß die Klappe, du, du ..." Er weist zur Tür: „Und nu scher' dich raus, du bist fristlos entlassen!"

13. Der „Verein der Lehrlinge und jungen Arbeiter Berlins" erhebt Klage gegen die widerrechtliche Entlassung seines Vorsitzenden. Bäckermeister Kabuffke muß vor Gericht erscheinen. Siegesgewiß tritt er nach vorn. Ihm zur Seite steht der erfahrene Rechtsanwalt der Bäckerinnung. „Jawohl, Herr Gerichtspräsident", dienert der Bäckermeister, „als Anerkennung für gute Arbeit hab ich ihm das Geld gegeben, er aber hat's für den Druck aufrührerischer Schriften verwendet!"







14. Noch Fragen an Herrn Bäckermeister Kabuffke?" – „Ja, hier!" – „Der Rechtsbeistand des Lehrlingsvereins, Herr Dr. Karl Liebknecht, hat das Wort!"
„Sie haben Ihrem Lehrling das Geld für gute Arbeit gegeben, also konnte er damit tun, was er für richtig hielt?" fragt Karl Liebknecht ruhig. „Ich dachte, er läßt nun von seinem Verein." – „Sie wollten ihn also kaufen, erpressen."

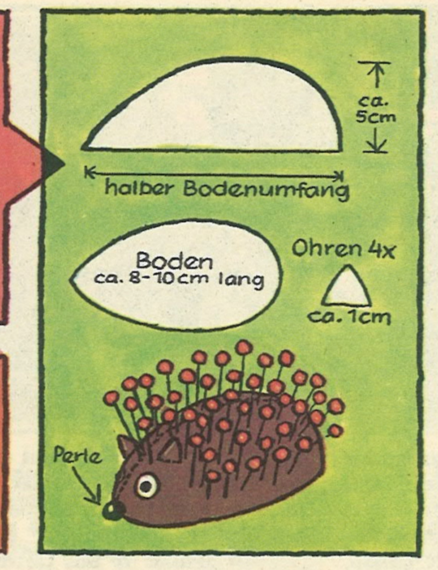
15. Das Urteil lautet: Die Entlassung des Lehrlings Helmut Meier ist unzulässig und rückgängig zu machen. Bäckermeister Kabuffke hat die Gerichtskosten zu tragen.
„Wat wird'n det kosten?" fragt der Bäckermeister seinen Rechtsanwalt. „300 Emmchen werden zusammenkommen, dazu mein Honorar – sagen wir: einen Hunderter."

16. Begeistert begrüßen Lehrlinge und junge Arbeiter Karl Liebknecht vor dem Gerichtsgebäude. „Heute habt ihr selbst erlebt, daß wir vereint stark sind", sagt Karl Liebknecht. „Einzelne Lehrlingsvereine hier in Berlin und anderswo genügen nicht mehr. Eine einheitliche proletarische Jugendorganisation für ganz Deutschland muß her!"

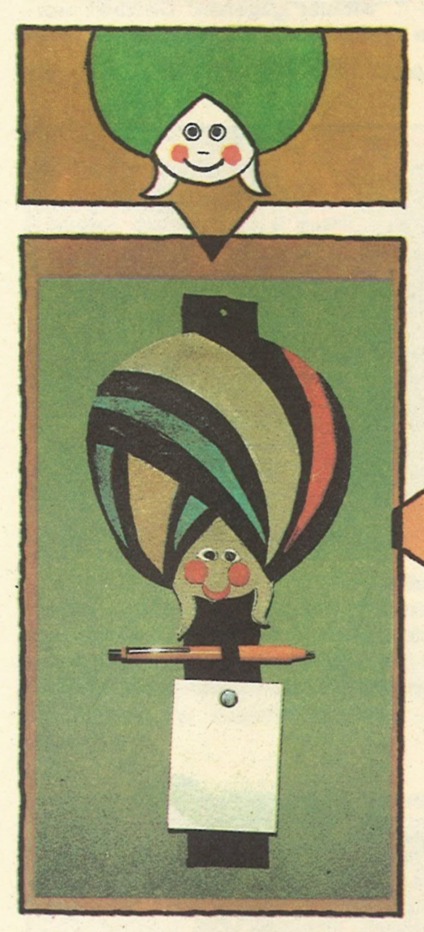
Fortsetzung folgt

In wenigen Tagen begehen eure Muttis, die Lehrerinnen, die Frauen aus der Patenbrigade und mit ihnen alle Frauen in unserer Republik ihren Ehrentag. Überrascht am 8. März die Mutti oder andere Frauen mit den kleinen hier abgebildeten, selbstgebastelten Geschenken.

Ein Nadelkissen-Igel: Schneidet aus Stoff die drei abgebildeten Teile aus, näht sie zusammen und stopft sie mit Watte aus. Als Augen näht zwei Druckknöpfe auf. Steckt Nadeln in den Stoff-Igel und schon ist das „Stacheltier" fertig.



BOUTIQUE

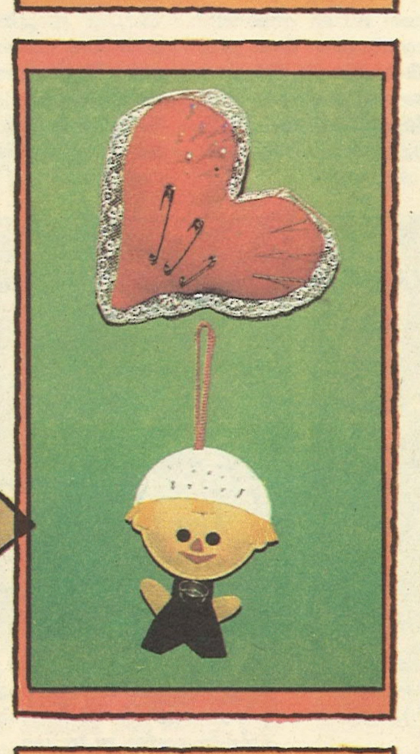


Unser „Blitz-Merker" kann seinen Platz überall in der Wohnung (in der Küche, im Flur, am Schreibtisch) oder auf Muttis Arbeitsplatz finden. Und so wird er gebastelt: Die Kopfform schneidet ihr aus Pappe, das Gesicht und der Turban werden mit bunten Leder- oder Stoffresten beklebt. Nun schneidet ihr einen etwa 5 cm breiten und 40 cm langen Streifen aus dem gleichen Material und klebt den Kopf darauf. Oben wird mit dem Locher ein Loch zum Aufhängen gestanzt, und unter dem Kopf schneidet ihr zwei kleine senkrechte Schlitze in das Material, durch die ihr einen Kugelschreiber stecken könnt. Darunter wird ein Notizblock mit einer Stahlniete befestigt. Ihr könnt auch die letzte Seite des Blocks auf den Streifen kleben.

Überrascht die Mutti an ihrem Ehrentag nicht nur mit einem kleinen Geschenk. Sicherlich freut sie sich auch über eine kleine Leckerei, die ihr selbst zubereitet habt.



Zwei lustige Nadelkissen stehen zur Bastelauswahl.
Herz: Aus rotem Stoff werden zwei gleichgroße Herzen ausgeschnitten und zusammengenäht. Dabei kann eine kleine Spitzenborte mit eingenäht werden. An einer Längsseite laßt ihr etwa 3 cm offen, hier wird das Herz gewendet und dann mit Watte prall ausgestopft. Danach näht ihr die Öffnung sauber zu.
Puppe: Für diese Nadelkissen-Puppe benötigt ihr Abfälle aus dünnem Filz oder ähnlichem Material. Nach der Abbildung wird die Puppe zusammengenäht oder -geklebt. Der Kopf wird, wie beim Herz, doppelt genäht und mit Watte ausgestopft. In die Mütze können dann die Nadeln gesteckt werden.



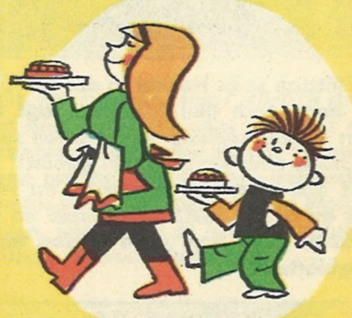
In der nächsten Boutique stellen wir kleine Osterbasteleien vor.

Ideen, Texte und Anfertigung: Monika Maltschewa
Zeichnungen: Richard Hambach
Fotos: Horst Glocke

nebenan

Frucht-Torteletts

Zutaten: 1 Rolle Torteletts, 1 Glas gemischtes Obst, 1 Päckchen Tortenguß.
Zubereitung: Das Obst wird in kleine Würfel geschnitten und auf die Torteletts gelegt. Vom Kompottsaft und Tortenguß wird nach der Kochvorschrift der Verpackung die Geleemasse vorbereitet und auf die belegten Torteletts verteilt. Alles erkalten lassen und auf kleinen Tropfdeckchen servieren.



Trinkschokolade

Zutaten: Pro Tasse drei gehäufte Eßlöffel Kakao-Pulver, 1 Eßlöffel Zucker, 1/2 Tasse Milch.
Zubereitung: In wenig Milch wird der Kakao und Zucker mit dem Schneebesen verrührt, so lange, bis keine Klümpchen mehr vorhanden sind. Dann wird die restliche Milch dazugegossen und unter ständigem Rühren auf kleiner Flamme kurz aufgekocht. Füllt die fertige Trinkschokolade in Mokka-Tassen und serviert sie heiß.

Im Heft 12/80 hat sich in unser Rezept „Zahme Marzipanmäuschen" ein Fehler eingeschlichen.
Hier das Rezept noch einmal richtig:
Zahme Marzipanmäuschen: Als Zutaten benötigt ihr 100 g süße und 5 Stück bittere Mandeln, 150 g Puderzucker, 1 Eiweiß, Rosinen für die Augen und kleine Holzstöckchen für die Schwänze.
Die Mandeln in heißes Wasser legen, trocknen und mahlen. Mit gesiebtem Puderzucker mischen, ein Eiweiß darunterschlagen und alles zu einer Masse kneten. Daraus werden sechs bis acht Mäuse geformt, die mit Rosinen, Stöckchen und halbierten Mandeln (als Ohren) ihr endgültiges Aussehen erhalten.

Das Riesenschwein

Es mag an der besonderen Lage des Ortes gelegen haben, vielleicht auch am Boden, an der Luft, am Wasser oder an der Sonne: Eines Tages wurde einem Bauern ein Ferkel geboren, das dreimal so lang war wie normale Jungschweine.

Ein Wurmschwein, ein Schweinewurm? Eine Schweineschlange, ein Schlangenschwein? Ein Riesenschwein war's jedenfalls, was da im Stall lag.

Der Bauer war fröhlich. „Seht her, was ich für ein Schwein habe!" rief er und die Leute aus dem Dorf kamen, um das Wunder zu sehen.

Hochmütig wurde der Mann. Er belächelte die anderen, wie sie sich abplackten, kleine Ferkel aufzuziehen. Er verließ seine Arbeit in der Genossenschaft, mit dem Wundertier ließ sich viel mehr Geld als dort verdienen.

Er lief in den Konsum und kaufte eine eiserne Geldkassette. Im Regal nebenan lagen Farben, Pinsel und große Bogen Papier. Die nahm er ebenfalls mit und malte zu Hause Riesenplakate, um den Leuten in den Städten und Dörfern ringsum die Neuigkeit anzuzeigen.

Das Riesenschwein!
So lang wie ein Schlauch!
So dick wie mein Bauch!
Nur paar Kilometer von hier entfernt
zu besichtigen täglich beim Schaubauern Bernd!

Die Länge und die Dicke des Tieres war zwar ungeheuerlich übertrieben, doch das Schwein würde ja noch wachsen, und dann brauchte er nicht extra neue Tafeln anzufertigen.

Das Schwein wuchs. Die Leute kamen in Scharen. Der Bauer saß vor seiner Tür und hielt die Geldkassette auf den Knien. Groschen um Groschen füllte er darein. Er wurde immer hochmütiger, je mehr Geld zusammenkam.

Erst wenn Hunderte Besucher in der Reihe standen, öffnete er die Stalltür. Murrten die Leute, weil sie allzulange auf die Besichtigung warten mußten, rief er ihnen zu: „Ihr könnt ja fortgehen, ich bin auf eure Groschen nicht angewiesen!" Doch die Leute blieben – schließlich nicht alle Tage bekommt man ein Riesenschwein zu sehen.

Das Schwein wurde größer. Es wurde länger und dicker und fetter. Der Stall reichte nicht mehr aus, um ihm Obdach zu geben. Der Bauer mußte den Stall vergrößern, der halbe Hof ging dabei drauf.

Das Tier wuchs weiter. Als auch die andere Hälfte des Hofes für das Riesenschwein geräumt werden mußte und schließlich auch der Garten überdacht und mit starken Wänden versehen wurde, wollte der Bauer das Riesenschwein schlachten. Das Geld, das zusammengekommen war und das, was er für Fleisch und Fett erhalten würde, reichten, um viele Jahre ohne Mühe und Arbeit zu leben.

Der Fleischer kam, besah sich das Schwein, ging hundertvierundsiebzig Schritte an der einen Seite des Tieres entlang und hundertvierundsiebzig Schritte auf der anderen Seite zurück. Er war ratlos. Wo sollte er so viele Schüsseln und Tröge und Kessel hernehmen, um allein das viele Fett zu kochen? Das konnte nur im Schlachthof geschehen. „Bring' es dort hin!" forderte er den Bauern auf.

Der Bauer lief nach einem Wagen, nach einem Kranauto. Doch die Fahrer schüttelten den Kopf. „Mit einem Autokran kriegen wir das Vieh nicht auf den Hänger. Es ist zu lang. Auch müßten's vier Anhänger sein und damit darf man nicht fahren."

Als der Bauer nach Hause kam, war das Schwein aus Platzmangel schon in das Haus hineingewachsen, es lag mit dem Kopf im Wohnzimmer und fraß den Teppich. Vergeblich versuchte der Bauer das Riesentier aus dem Zimmer zu bekommen, es gelang nicht. Sollte er dem Vieh das Haus überlassen und in einem Zelt schlafen?

In seiner Not rief der Bauer die INTERFLUG an, er bat um zwei Hubschrauber. Sie kamen am nächsten Tag.

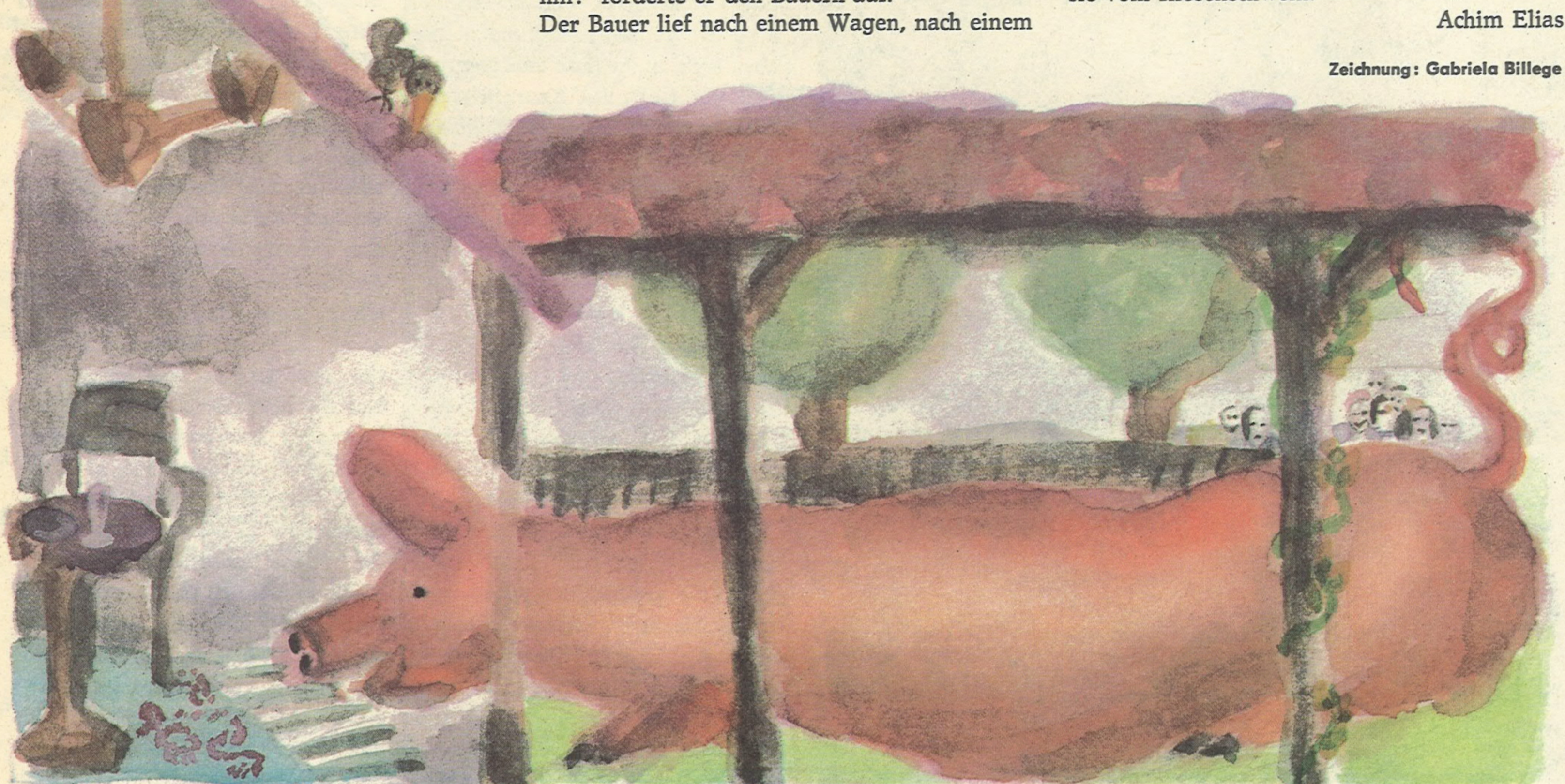
Sie hoben das Dach vom Haus, zogen die Deckenbalken fort, erst dann konnten sie das Schwein in dicke Seile binden und zum Schlachthof fliegen. Dort wurde es Stück für Stück zu Fleisch und Fett und Wurst gemacht. Das Geld, was der Bauer dafür erhielt, reichte nicht aus, um die beiden Hubschrauber zu bezahlen. Er mußte die Groschen aus der Kassette nehmen. Nicht ein Pfennig blieb ihm und das Haus war kaputt.

Wovon sollte er nun leben?

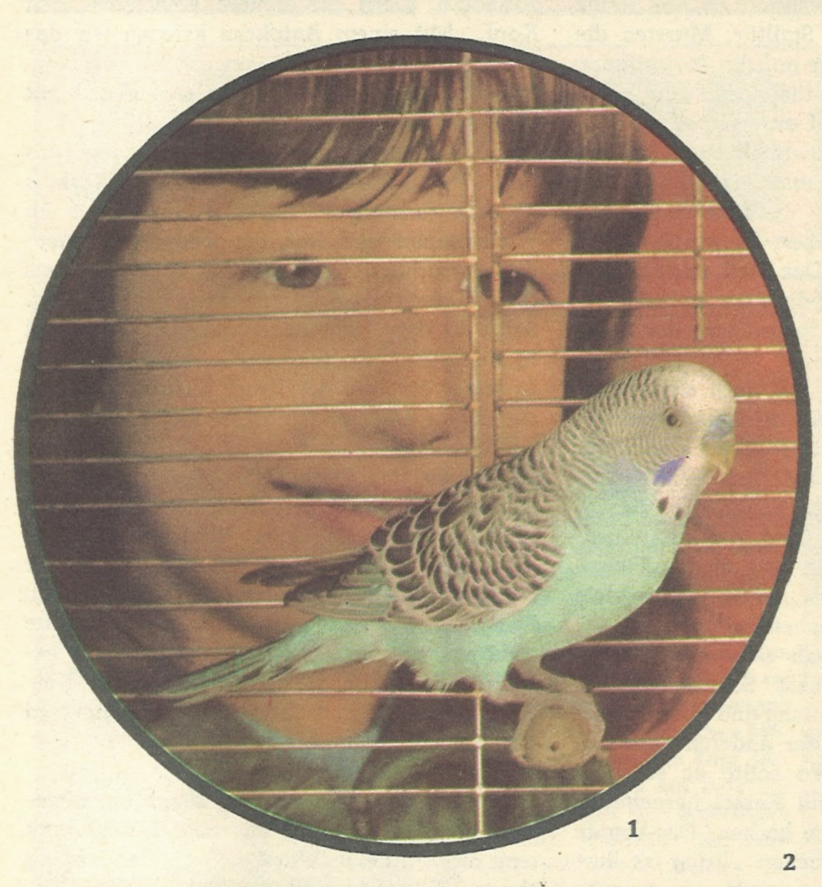
Und wenn du weißt, was der Mann tun könnte, dann darfst du dir aus dem Kühlschrank eine dicke Scheibe Wurst holen. Vielleicht ist sie vom Riesenschwein.

Achim Elias

Zeichnung: Gabriela Billege



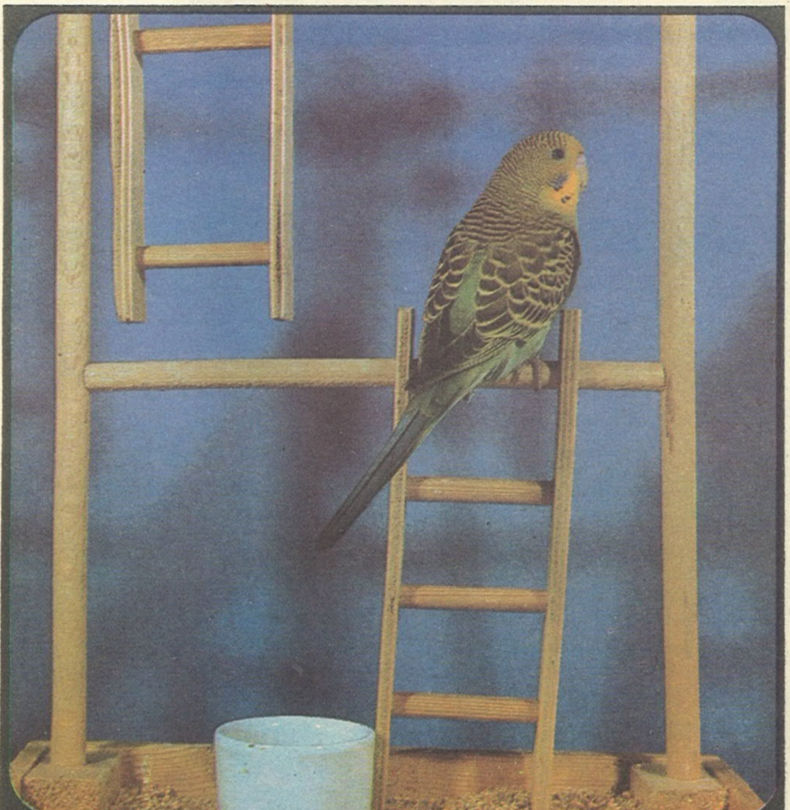
Warum spricht der



1



2



Unter den Vogelarten gibt es einige, die in ihren Gesang die Stimmen anderer Vögel mit aufnehmen. Bekannt dafür sind unser heimischer Gelbspötter, der Star, auch der Eichelhäher und die Dohle. Nicht nur Vogellaute, sondern auch fremdartige Geräusche wie das Quietschen der Straßenbahn, das Knarren einer Tür oder Motorengeknatter können manche dieser Vögel trefflich nachahmen, wenn sie es nur oft genug hören. Diese Veranlagung ist auch die Ursache für das „Sprechenlernen" einiger Vögel.

Der allbekannte Wellensittich ist ein Meister auf diesem Gebiet. Es gibt Wellensittiche, die über 300 verschiedene Wörter erlernt haben. Natürlich verstehen die Tiere nicht den Sinn, den Inhalt der Sprache. Sie ahmen einfach das „Geräusch" der Sprache nach, so wie sie auch andere Geräusche nachahmen. Wir freuen uns zwar darüber, wenn unser Wellensittich ulkige Dinge sagt, aber es steckt eben nicht mehr Sinn dahinter, als wenn er z. B. das Knarren einer Tür nachahmen würde. Wer seinem Wellensittich einige Worte beibringen möchte, muß ihn als ganz junges Tier beschaffen und ihn allein halten, also nicht mit anderen Wellensittichen zusammen. So wird er bald handzahm, weil er sein großes Kontakt- und Geselligkeitsbedürfnis nicht auf andere Artgenossen richten kann, sondern auf den Menschen, der sich mit ihm beschäftigt. Die Männchen lernen leichter und auch mehr sprechen als die Weibchen, sie sind von Natur aus „geschwätziger". Man erkennt das Männchen an der blauen Wachshaut, welche die Nasenlöcher am Oberschnabel umgibt. Beim Weibchen sieht diese rötlichbraun aus. Allerdings sind diese Merkmale bei nestjungen Wellensittichen noch nicht ausgeprägt. Man wird sich also einen Jungvogel auswählen, dessen Wachshaut bläulich aussieht. Sollte es sich nach dem Ausfärben dann trotzdem um ein Weibchen handeln, so ist das nicht weiter schlimm, weil die Weibchen zwar weniger, dafür aber um so deutlicher sprechen lernen sollen.

Als Stubenvogel ist der Wellensittich lange über 100 Jahre bekannt. In seiner Heimat, den weiten Grassteppen Australiens, leben die hellgrünen Wildvögel oft in großen Schwärmen. Die ersten Exemplare wurden 1840 in England eingeführt, danach auch in Frankreich und Deutschland, wo die Pflege exotischer Vögel in Mode gekommen war. Als gewinnsüchtige Händler die Wellensittiche massenweise ausführten (allein im Jahre 1878 wurden durch einen einzigen Händler etwa 93 000 Exemplare nach London exportiert), erließ die australische Re-

Wellensittich?

Text und Fotos:
Helmut Massny



3



4

5

gierung 1894 ein Ausfuhrverbot. Inzwischen ist der Wellensittich in ganz Europa zum Heimtier geworden. Die Herauszüchtung von Farbvarianten als Zeichen der einsetzenden „Domestizierung" begann 1864, als reingelbe Vögel (Lutinos) auftraten. Später wurden auch blaue Exemplare (1881) gezüchtet und 1920 reinweiße (Albinos).

1 Gescheckte Vögel erweitern die Farbpalette
2 Wellensittich auf seinem Spielplatz
3 Heimtier Nr. 1 und Liebling vieler Kinder: der Wellensittich
4 Porträt eines Wellensittichs. Die blaue Wachshaut am Oberschnabel um die Nasenlöcher kennzeichnet das Männchen, bei Weibchen sind sie bräunlich gefärbt.
5 Farbvarianten des Wellensittichs: Neben der hellgrünen Wildfarbe die Zuchtfarben.

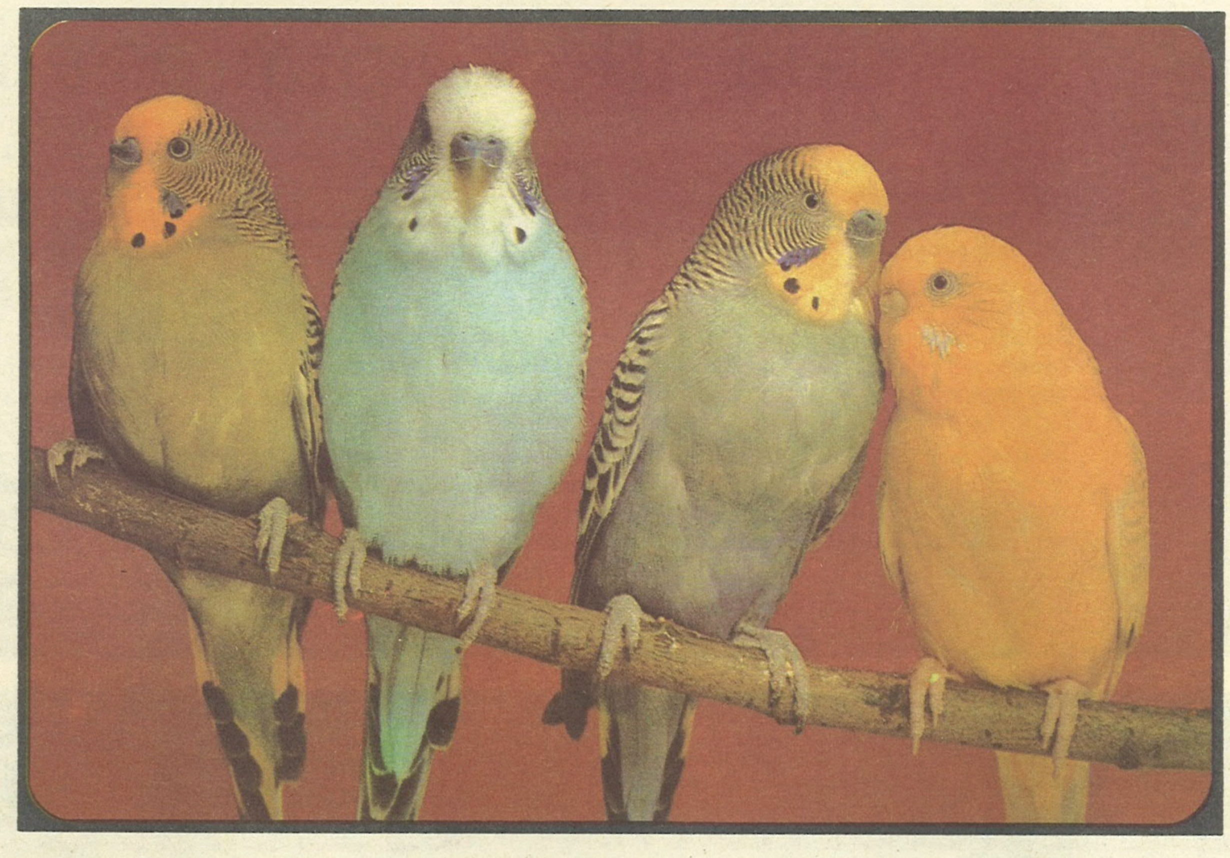




Foto: Herbert Schier

Auf alle kommt es an!

Ein harter Winter hatte sich
mit Kälte eingestellt.
Es hatten große Massen Schnee
sich noch dazugesellt.

Die Straßen waren tief verschneit,
der Bürgersteig ein Schreck.
Ich schaute zaghaft hin und dacht:
Wer räumt das alles weg?

Ich blieb nun gern im Zimmer drin
und malte Katz und Huhn.
Ich las ein Buch, so für mich hin.
Was sollte ich sonst tun?

Die Kälte stieg erbarmungslos.
Der Schneefall wollt' nicht ruhn.
Und da, auf einmal fiel mir ein,
man kann doch etwas tun.

Hab spät am Abend und zur Nacht
mich irgendwie gegrämt.
Als an die Helfer ich gedacht,
da hab ich mich geschämt.

Am Morgen hielt mich nichts zurück.
Auch Vater war bereit.
Er hatte schon den Weg ein Stück
von Schnee und Eis befreit.

Trotz Sturm, der um die Ohren blies,
blieb keiner mehr im Haus.
Ob Mutter, Bruder, wie er hieß,
ein jeder kam heraus.

Es schlossen sich auch Nachbarn an.
Die Arbeit machte Spaß.
Ein jeder zeigte, was er kann.
Auf uns war schon Verlaß.

Und in der ganzen Republik
stand jeder seinen Mann.
Zu meistern schnell das Mißgeschick.
Es kam auf alle an.

Kathrin Henschel, Goethe-Oberschule Cunewalde

Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Gestalter: Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, U. Brocke, F. Frenzel, OL M. Heilmann, M. Hesse, R. Kegel, A. Kobow, Ch. Meier, L. Simon. Kollegium: H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog. – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschick, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz, Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, Ing.-Ök. W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.



Indische Miniatur, Anfang des 17. Jahrhunderts
„Der jugendliche Kaiser Akbar mit seinen Ministern in der Gartenkanzlei"
Islamisches Museum der Staatlichen Museen zu Berlin

Bild des Monats 2/81









LINKS
ROT

RECHTS
BLAU



